Kürbisbäume pflanzen

- Eine erlebte Geschichte des Uniexperiments -

September 2013 - April 2015

von Emil Funkenflieger

Eines Tages lag ein Sufi unter einem Kirschbaum und hatte, wie für einen Sufi üblich, tiefe Gedanken. „Wie kommt es bloß," fragte er sich „dass Gott diese winzigen Kirschen an solche riesigen Bäume gehängt hat und die riesigen Kürbisse an einer so kleinen Pflanze auf dem Boden wachsen lässt?" Zehn Minuten später fiel ihm eine Kirsche auf den Kopf und er verstand.

- Alia

Einleitung

Diese Reflexion wurde in zwei Teilen geschrieben. Der erste Teil entstand im Februar und März 2015, als ich beschlossen hatte aus dem UniExperiment auszusteigen und uns dann, während ich noch an dieser Reflexion saß, klar wurde, dass es tatsächlich ganz aufhören würde. Im November fügte ich dann den zweiten Teil hinzu, nachdem ich sechs Monate mit der Wanderuni durchs Land gewandert war und einerseits merkte, wie stark das UniExperiment noch nachgewirkt hatte und anderseits beschloss nochmal über den ganzen Text drüber zu gehen, um die angefangene Reflexion zu einer abgeschlossenen, runden Sache zu machen. Ich habe den Stil trotzdem sehr persönlich und nah an der ursprünglichen Version gelassen, so wie ich ihn in den jeweiligen Momenten aufgeschrieben habe. Es finden sich im Text auch viele allgemeine Aussagen und Thesen über die Welt und ich bitte darum diese nicht als schlecht begründete Theorien zu verstehen, denn diesen Anspruch hatten diese Aussagen nie, sondern als Erkenntnismomente im Tagebuchstil, auf meiner persönlichen Suche danach die Geschichte des UniExperiments zu verstehen.

Warum diese Reflexion?

Ich sitze hier und will die letzten zwei Jahre meines Lebens reflektieren. Es ist die Geschichte des Uniexperiments und gleichzeitig meines persönlichen Lernen uns Lebens. Und es fällt mir verdammt schwer anzufangen. Zu viele Gedanken wuseln durcheinander und gleichzeitig scheinen sie alle zu oberflächlich. Aber genau darum geht es ja. Diese Oberflächlichkeit zu durchdringen und in die Tiefe vorzustoßen. Um zu verstehen und in Zukunft nicht dieselben Fehler zu machen. Es geht um einen Kompostierungsprozess; darum Humus aus der Scheiße zu machen, aus dem wieder Neues wachsen kann. Und wenn ich all die Erfahrungen, als einen Haufen Scheiße bezeichne, dann ist es wichtig sich einen richtigen Begriff von Scheiße zu machen. Scheiße ist kein ekliges Abfallprodukt unseres Lebens. *Scheiße ist der Baustein unserer Wiederauferstehung.* Das zumindest habe ich in den letzten zwei Jahren gelernt; es stand an unserer Klotür. Und tatsächlich, jetzt, wo der Kompostierungsprozess begonnen hat, stinkt sie auch schon gar nicht mehr so schlimm. Aber vor einiger Zeit hat sich, an das Uniexperiment denken, immer ähnlich angefühlt, wie an einen Leprakranken denken. Manchmal habe ich mich auch gefühlt, wie beim Feuerlöschen. Überall brennt es und ich komme einfach nicht hinterher, all die neu entstehenden Brände zu löschen. Als ich im September einen Workshop zum Uniexperiment gab, begann ich ihn mit den Worten: „Die Geschichte des Uniexperiments ist eine Geschichte des ständigen Scheiterns.“ Aber schon während ich diese Worte sagte wusste ich, dass sie so nicht richtig, nicht vollständig, waren. Darum war mein nächster Satz: „Und es ist auch eine Geschichte der ständigen Wunder.“
Ich möchte diese Geschichte reflektieren, um selber zu verdauen und um anderen Menschen unsere Erfahrungen zugänglich zu machen.
Da ich keine allgemeine Geschichte des UniExperiments schreiben will und kann, fange ich bei meiner persönlichen Geschichte des Uniexperiments auch mit meinem persönlichen Anfang an.

Die Vorgeschichte – Wie ich zum UniExperiment kam

Die Geschichte meines UniExperiments beginnt im Frühjahr 2013 mit dem Entschluss, dass ich so wie bisher nicht weiter studieren würde.
Ich hatte ein Semester lang Philosophie, Politik und Soziologie in Dresden studiert. Ich hatte angefangen, weil ich nicht wusste, was ich sonst studieren sollte. Etwas anderes als zu studieren, lag zu diesem Zeitpunkt überhaupt nicht in meinem Möglichkeitshorizont. Meinem Unterbewusstsein war völlig klar, dass ich nach der Schule und einem Auslandsjahr studieren würde. Also hatte ich mich für etwas eingeschrieben, was mich ungefähr interessierte. Ich wollte einfach mal das Uni-leben kennenlernen, herausfinden, wie so ein Studium abläuft und mir die Freiräume nehmen, mich umzusehen und herauszufinden, was ich wirklich studieren wollte. Ich hatte also angefangen und war dann doch ziemlich ins Studium eingetaucht. Ich nahm mir kaum Zeit mich umzusehen oder das Studium zu reflektieren. Im Winter ging es mir ziemlich schlecht. Ich schlief oft 12 Stunden am

Tag und war trotzdem unglaublich müde. Ich ging zum Arzt, um zu wissen, ob es an Eisenmangel oder ähnlichem liegen konnte. Dieser verschieb mir Antidepressiva, die ich nicht nahm. Morgens erwachte ich manchmal mit einer seltsamen Angst, die ich mir nicht erklären konnte. Einmal träumte ich, dass Gott die Welt vernichtet, erzürnt über die Sinnlosigkeit der menschlichen Existenz.
Irgendwann kurz nach Weihnachten fühlte ich dann plötzlich ein ganz neues Gefühl, dass es noch eine Chance geben wird, dass etwas Neues bevorsteht.

Ich beschloss ein Experiment zu versuchen. Ich wollte ein weiteres Semester studieren, aber ohne die Uni zu besuchen. Es gab in Dresden keine Anwesenheitspflicht. Ich würde stattdessen Praktika machen und interessante Orte besuchen und einfach dort den Uni-Stoff lernen. Ich wollte nur zur ersten Stunde gehen, es mit den Dozenten absprechen und dann erst wieder zu den Prüfungen kommen. (Das Experiment gelang. Ich besucht in der ersten und letzten Woche die Uni. Zwischendrin machte ich zwei Wochen Praktikum auf dem Bauernhof meiner Großeltern, eine Woche Praktikum in einer Schule und lief vier Wochen bei Funkenflug mit. Ich konnte super lernen und bestand alle Prüfungen.)

An dem Tag, an dem ich mich zu diesem Experiment entschloss, erzählte mir mein Bruder, dass er auf einem Seminar eine junge Frau namens Alia kennen gelernt hatte, die mit einer Gruppe eine freie Uni gründen wolle. Als Alia mir endlich auf meine E-Mail antwortete, schrieb sie, dass das nächste Treffen am übernächsten Tag in Stuttgart sei. Ich fuhr hin.
Warum schreibe ich das auf? Irgendwie habe ich das Gefühl, dass diese Vorgeschichte dazu gehört. Es war als wäre ich, an dem Tag, an dem ich den Mut fasste, zumindest teilweiße meinen eigenen Weg zu gehen in einen Sog geraten, der mich unweigerlich zum UniExperiment führte und mich mit aller Kraft ins Leben schleuderte.

Die Planungszeit

In Stuttgart traf ich dann auf einen kleinen Haufen junger Menschen, mit großen Visionen. Die einfach Lust hatten etwas auszuprobieren. Die erstaunlich wenig, eigentlich gar nicht, über die bestehenden Unis meckerten, sondern einfach eine völlig andere Vision entwarfen. Ich hatte fast sofort das Gefühl dazuzugehören.
Wir haben keinen genauen Plan, wie es geht und wo wir hinwollen. Wir wollten es einfach ausprobieren und im Tun lernen. Als wir noch nicht wussten, dass das UniExperiment stattfinden würde, sagten wir einfach: „ Wenn wir am ersten September noch keinen Ort haben, dann treffen wir uns einfach mit einem Rucksack am Brandenburger Tor.“
Ich war ziemlich begeistert auch wenn ich bis kurz vor September nicht wusste, auf welche Art ich mitmachen wollte. Ob ich an der Stuttgarter Uni studieren würde und versuchen würde, dieses Studium mit dem UniExperiment Studium zu verbinden oder ob ich mich ganz von allen institutionellen Bindungen lösen sollte, um mich voll einem selbstorganisierten Studium widmen zu können. Ich führte ein langes Gespräch mit meinen Eltern, entschied mich für das Studium an der Stuttgarter Uni, lag eine komplette Nacht wach, weil ich das Gefühl hatte die falsche Entscheidung getroffen zu haben und entschied mich am nächsten morgen um.

Wollten wir wirklich alle dasselbe? Dachten wir nur, dass wir dasselbe wollen? Was waren denn die Begriffe, die wir zu dieser Zeit benutzten? Woran machten wir unsere Einigkeit fest? Was war unsere Kritik am bestehenden System? Inwieweit waren uns unsere Vorstellungen bewusst und kommunizierten wir sie? Wo hätten wir tiefer gehen können? Was war denn wirklich unser Ziel? Haben wir genug darüber gesprochen? Wäre das UniExperiment vielleicht nie entstanden, wenn wir vorher genau geklärt hätten, wo die einzelnen hinwollen? Wenn wir festgestellt hätten, das unsere Vorstellung doch nicht so ähnlich sind? Hatten wir überhaupt schon feste Vorstellungen?

Unsere Vorstellungen und Begriffe waren am Anfang ziemlich unterschiedlich, ohne dass mir diese Unterschiedlichkeit wirklich bewusst aufgefallen wäre. Diemut redete zum Beispiel davon, das Lernen doch überall und nicht nur Vorlesungen und Seminaren stattfände. Alia wünschte sich einen Raum, in dem es wirklich darum geht echte Erkenntnis zu ermöglichen und ich wollte, dass die Universität die drängenden Probleme der Wirklichkeit mit in den Blick nahm und das es im Leben und Studieren der Studenten um diese Dinge geht, die in uns brennen. Eine einheitliche Kritik hatten wir nicht und haben wir auch bis jetzt nie ausgearbeitet. Einerseits war das ziemlich gut, weil wir uns nicht mit ewiger Kritik aufhielten, sondern einfach gleich versuchten etwas Neues zu schaffen. Anderseits übertrugen wir so unsere eigenen Erwartungen auf die anderen und merkten erst ziemlich spät, dass unsere Vorstellungen doch ziemlich unterschiedlich waren.

Auch stellten wir beim Tun dann fest, dass sich viele unserer Wünsche scheinbar widersprachen. Zum Beispiel die Forderung nach mehr Praxis und Weltbezug im Studium und die Forderung nach mehr Unabhängigkeit und Freiraum im Erkenntnisstreben. Erst mit dem „Universidee“-Modell, das wir ein Jahr später entwickelten, konnten wir viele dieser Widersprüche auflösen. Im „Universidee“-Modell werden Erkenntnis, Weltgestaltung und Bildung des Menschen als drei gleichberechtigte Ziele einer Universität vereint. Es bot uns damit zwar kein ausgearbeitetes Konzept, jedoch eine Diskussionsgrundlage, da es viele der scheinbaren Widersprüche auflöste und die unterschiedlichen Ansichten sinnvoll zusammenbrachte. Eine Beschreibung des „Universidee“-Modells findet sich auf der UniExperiment Internetseite: Uniexperiment.de

Was hat mich aus der Uni getrieben? Warum wollte ich weg? - Universitätskritik

Das stärkste Gefühl während meines Philosophiestudiums, war das der Unwesentlichkeit. Kaum etwas von dem, was ich lernte oder tat kam mir wichtig vor. Dabei hatte ich so stark das Gefühl etwas tun zu wollen, dass ich lange genug herumgesessen und nur abstrakte Dinge gelernt hatte. Dass da draußen eine Welt war, die zur Handlung drängte. Ich wollte nicht mehr fern von jedem praktischen Bezug an ausgedachten Problemen lernen, sondern die realen Probleme angehen und im tun lernen. Ich träumte von einer praktischen Philosophie, wo es darum gehen würde, die realen Probleme der Welt zu verstehen und dann auch gleich anzugehen und im und durch das Tun die Welt zu verstehen.
Die Realität an der Uni sah ganz anders aus. Ich erinnere mich noch an eine Stunde im Modul praktische Philosophie, wo wir einen Text von Peter Singer über die Flüchtlingsproblematik gelesen hatten. Am Ende der Stunde schienen sich die ca. 50 Studenten einig zu sein, dass die aktuelle Situation eine unerträgliche, ungerechte und menschenverachtende sei. Dann war die Stunde vorbei und alle gingen nach Hause. So leicht ist es, das Unerträgliche zu ertragen. Oder zu vergessen. Es braucht nicht mehr als einen Stundenplan.

Über Abschlüsse

In den Seminaren war die Grundstimmung fast immer müde und apathisch. Wo war den die Begeisterung, das Erkenntnisstreben, der Drang nach Wissen und Verstehen? Wo waren die Studenten, die um der Bildung wegen studierten? „Ist das prüfungsrelevant?“ Das war häufig die einzige Frage in den Vorlesungen. Die Seminare selbst waren Massenveranstaltungen mit standardisierten Vorträgen, die von gelangweilten Dozenten gehalten wurden. Es ging um Klausuren und um Noten und darum am Ende einen Abschluss in der Hand zu halten. Diese Zertifikatsfixierung hat das Denken völlig verdreht. Wir verwechseln Abschlüsse mit Bildung. Wie oft wurde ich in meiner Uniexperimentzeit gefragt: „Aber wenn ihr keinen Abschluss kriegt, dann bringt dass alles doch gar nichts, oder?“

Tagebucheintrag, Frühjahr 2014:
Was will ich mit einem Abschluss, der mir nicht eine Sache bescheinigt, die mir wichtig ist?

Immer wieder packen mich Ängste, was ich ohne Abschluss mache. Mich erstaunt es wie sehr ich diese Denkweise, dass ein Abschluss nötig ist, verinnerlicht habe. Aber was bescheinigt so ein Abschluss? Schon dieses Wort: „Abschluss"? Warum will ich etwas ab-schließen? Will ich nicht lieber etwas auf-schließen? Oder sollte es nicht zumindest An-schluss heißen, wenn es danach irgendwo weiter gehen soll? Und was sagt dieses Blatt Papier über mich aus? In wieweit kann es meine Fähigkeiten und Eigenschaften wiedergeben?
Immer wieder treffe ich beim Trampen Menschen, die in einer völlig anderen Richtung arbeiten, als ihr ursprüngliches Studium. Die den Inhalt ihres Studiums überhaupt nicht für ihre Arbeit brauchen und die trotzdem erfolgreich sind und eine Menge Geld verdienen. Wirklich notwendig, kann der Abschluss für die Berufe also nicht sein. Genauso oft treffe ich Arbeitgeber, die sich beschweren, dass viele Studenten heute von der Uni kommen, ohne irgendetwas Relevantes zu können. Dass sie inhaltlich wenig können und vor allem noch weniger Lebenserfahrung und andere wichtige Fähigkeiten haben. Inhaltlich scheint ein Abschluss also auch nicht viel zu bescheinigen. Ich kenne auch keinen Professor, dem ich vertraue, der die heutigen Uniabschlüsse als wirklich sinnvoll erachtet und dafür bürgt, dass jemand mit einem Bachelorabschluss, auch inhaltlich etwas kann. Was zeigt den so ein heutiger Uni-Abschluss? Dass ich drei Jahre lang Fremdbestimmung durchhalten kann, dass ich die wissenschaftliche Sprache kennengelernt habe und dass ich den Druck und die Konkurrenz aushalte. Dass sind alles Fähigkeiten, die die alte Generation festgelegt hat und die es für die heutige Welt braucht. Wir aber werden in der Welt von morgen leben. Warum wollen wir also diesen alten Abschluss? Wir sollten bestimmen welche Fähigkeiten wir brauchen, um die Welt von morgen aufzubauen? Und darum sollten wir uns auch einen eigenen Abschluss schaffen, der uns diese Fähigkeiten bescheinigt.

Intensives Streben, das Studieren ursprünglich bedeutet, fand ich auch nicht außerhalb der offiziellen Seminare. Dort fand ich vor allem Feiern, Alkohol und Ablenkung. Die Uni lässt wenig Raum für eine ganzheitliche Bildung. Natürlich gab und gibt es viele tolle WGs und Studentengruppen, die ich damals einfach noch nicht gefunden hatte und die viel von dem leben, was ich vermisst habe. Aber ich sehe an der Architektur der Studentenwohnheime, den Modulbeschreibungen, den BAföG-Richtlinien oder den ständigen Prüfungen, das die gesellschaftliche Tendenz kein buntes, freidenkerisches und den Menschen bildendes Studium mehr fördert, sondern in Richtung eines effizienten und spezialisierten Studiums geht, das wenig Freiräume und Vertrauen für eigene Impulse und andere Interessen der Studenten lässt. Mir kam es so vor, als wüssten viele Studenten, nach der Uni nichts Besseres zu tun, als sich von der Uni abzulenken. Keine Gefühle, keine Taten, nur Denken ist erlaubt und davon hat man in der Uni wohl genug. Also bleibt danach nur die Ablenkung übrig.

Mein Gefühl an der Uni
In der Uni war mir viel zu viel Struktur und Fremdbestimmung. Durch Bologna ist die Uni wohl noch viel Verschulter geworden. Alles war vorgegeben: Was, wann, wie oft und wie lange ich zu tun und zu lernen hatte. Mein Vater hat mir einmal erzählt, wie es für ihn war, als seine ältere Schwester zu studieren begann und er sie zum ersten Mal besuchte: „Mit all der Schule und dem Aufwachsen in der bürgerlichen Familie in der Kleinstadt, war das Kennenlernen dieses Studienlebens, für mich DIE Erkenntnis. Es war wie: Es gibt ein Leben nach dem Tod."
Für mich war das Studium, nach meinem FSJ in einem Zirkusprojekt, eher wie: „Gehe zurück ins Gefängnis, gehe direkt dort hin, gehe nicht über Los."
Ich merkte, wie es eine bestimmte Sprache, Gestik, Mimik gab, die anerkannt, war. Wie ich anfing mich gehoben und unverständlich auszudrücken. Im Intellektualitätswahn mitschwamm. Versuchte mir eine Sprache zu Eigen zu machen, die andere kaum mehr verstanden. Ich spürte, wie jede andere Sprache und Kultur abschätzig behandelt wurden. Dass wir als Studenten ganz oben in der Hierarchie der Gesellschaft standen. Ich spürte, dass die Bauarbeiter, die unsere Gebäude renovierten und die Putzkräfte, die unsere Klos und Räume putzen weniger wert waren als ich. Fremd waren mir diese vorgefertigten Räume, dich für mich bereitet wurden und für die ich nichts

tun musste, dieses Fernhalten von allem, was mich vom Lernen abhalten könnte.
Ich kam mir vor wie beim Babysitter, so völlig ohne Selbstverantwortung. Es gab viel zu viele Vorgaben, deren Sinn sich mir nicht erschloss. Wo ich nicht verstand, warum ich das lernen sollte. Und warum auf diese Art und Weise. Vieles kam mir ineffektiv und veraltet vor, wie leere Strukturen und Gewohnheiten, die man eben tut, weil es schon immer so war. Und es gab zu viele Antworten, bevor ich überhaupt Zeit zu fragen hatte.
Ich kam mir vor wie ein unwichtiges Würmchen, in einem riesigen anonymen System, mit lauter Regeln und Vorgaben, die ich nicht mal alle kannte, deren Sinn sich mir nicht erschloss und die mir in meiner Unwichtigkeit auch nicht erklärt wurden. Aber ich wollte nur eben kein Würmchen sein, sondern ein Mensch, der den Mut hat sich des eigenen Verstandes zu bedienen und dieser Verstand sagte mir, dass ganz schön viel Blödsinn in der Uni betrieben wurde. Viel zu viel kam mir unwesentlich vor und viel zu viel auch einfach falsch.
In dieser Uni, in der ich zu einem Thema, dass ich mir nicht ausgesucht hatte, eine Hausarbeit mit einer bestimmten Anzahl Seiten und einer bestimmten Anzahl Literaturangaben, in einer Sprache, die nicht meine war, schreiben sollte, damit ein Dozent, den es nicht interessiert, sie korrigiert, wollte ich nicht bleiben.

Die Einseitigkeit der Wissenschaft und die „unwissenschaftlichen“ Parallelwelten
Was ist das für eine Wissenschaft, die sich selbst legitimiert? Die selbst bestimmt, was Wissenschaft ist? Die jede Kritik einfach als pseudowissenschaftlich abstempelt und sich so unangreifbar macht? Die alle gegenteiligen Tatsachen einfach leugnet? Die sich allwissend gibt und ihren Gültigkeitsanspruch auf das ganze Leben ausweitet? Eine Wissenschaft, die immer objektiv und wertfrei sein will, die alles Subjektive, alle Gefühle und alle Verantwortung einfach ausklammert, als gäbe es das einfach nicht. Aber ich selbst bin doch ein Subjekt (sowohl als Beobachter, als auch als Beobachteter) und ich möchte nicht ausgeklammert werden. Von Psychologie und Physik ist dieser Widerspruch auch inhaltlich längst erkannt worden, aber er ist nicht eingeflossen in die wissenschaftliche Praxis. Es ist als würden wir nach einer ersten wissenschaftlichen Revolution um 1970 herum, heute in einem Zeitalter der wissenschaftlichen Restauration leben.
Ich traue dem herrschenden Wissenschaftsbetrieb nicht. Nicht, dass ich seine Ergebnisse als falsch erachte, auch wenn es einige Fehler gibt, die geflissentlich ignoriert, überspielt und vertuscht werden. Nein, nicht der Inhalt ist es, sondern die Einseitigkeit des Inhalts, die mich zweifeln lässt. Zu einseitig erscheint mir der Wissenschaftsbetrieb, als das ich es ihm zutrauen würde das Leben in seiner Gesamtheit zu erfassen. Zu seltsam erscheint mir dagegen der alles umfassende Gültigkeitsanspruch und die einfache Leugnung von allen gegenteiligen Behauptungen, statt das sich die Zeit genommen würde widersprechende Behauptungen zu widerlegen. Zu seltsam ist der menschliche Umgang in diesen Betrieben und zu seltsam das, was am Ende aus den Ergebnissen gemacht wird.
Im UniExperiment habe ich nach und nach entdeckt, wie riesig und vielfältig die „unwissenschaftlichen“ Parallelwelten sind. Dass es hunderte von Schulen (Waldorf) gibt, Drogerieketten (Dm), Waschmittel (Sonett), Universitäten (Witten-Herdecke), Heilverfahren (Akkupunktur, Homöopathie, NLP, ...) gibt, die viele Menschen täglich nutzen und die auch funktionieren und die auf Systemen und Erklärungen beruhen, von denen die klassische Wissenschaft einfach leugnet, dass sie existieren. Ich traue jedoch auch diesen Parallelwelten nicht. Hier finde ich zwar manchmal einiges von dem, was ich in den „normalen“ Institutionen vermisst habe: Ein zwischenmenschlicher Umgang, in dem ich mich wohl fühle, ein weiteres Blickfeld, Themen, die ansonsten ignoriert werden, Realitäts- und Aktualitätsbezug, ganzheitliche Anschauung, immer wieder Denkanstöße, kritische Betrachtungen, Metaphysik, Spiritualität, Liebe zum Leben und eine fragende, offene, demütige Haltung.
Ich finde aber auch viel mehr Scharlatanerie und Pseudowissenschaft, unzulängliche Vereinfachungen und Widersprüche. Ich finde immer wieder die gleiche Oberflächlichkeit und Bequemlichkeit, die Unangenehmes einfach umgeht, die Verdrängung des Wesentlichen und die

Verhärtung und Leugnung von Gegenteiligen. Zu viele der Vorurteile gegen diese „Pseudowissenschaften“ und „Esoterik“ sehe ich auch bestätigt. Es ist als würden viele alternative Bereiche, von der Kritik der Einseitigkeit, in die gegenteilige Einseitigkeit umschlagen. Zu oft fehlt mir, eben jene Analytik, jenes ernsthafte, methodische, wissenschaftliche, rationale Vorgehen, dass, auch wenn es nicht alles ist, doch wichtig ist und dem ich auch dankbar bin. Es geht mir um eine Haltung, die wirklich an der Wahrheit interessiert ist und nicht an einem vorschnellem Zufriedengeben.
Es bleibt mir also nichts anderes übrig, als mich meines Verstandes zu bedienen und mir selbst zu vertrauen. Das stellt mich jedoch vor ein Dilemma, denn ich bemerke zunehmend, dass dieser Anspruch, alles selber noch einmal zu prüfen, neu zu denken und mein ganzes Lernen selbst zu strukturieren, nicht zu bewältigen ist.

Was ist wertvoll? Ab wann ist etwas gut? Ab wann hat es Substanz? Was heißt es etwas richtig gut zu können? Wie viel Zeit muss man investiert haben? Ist das immer ungefähr gleich viel Zeit? Auf welche Art? Wodurch entsteht Qualität? Was heißt es sich irgendwo gut auszukennen? Was ist gesichertes Wissen? Wodurch entsteht Erkenntnis? Was behalte ich von einem Buch, was ich lese? Was ist das Wissen überhaupt wert? Wofür brauche ich es? Wo setze ich es ein? Wann beeinflusst mich das Wissen oder die Erkenntnisse? Welche Erkenntnisse sind es, die mir tatsächlich manchmal einfallen und mein Handeln verändern? Wie verinnerliche ich Dinge? Wie viele Bücher muss ich lesen, um mich irgendwo gut auszukennen? Um etwas von vielen Seiten betrachtet zu haben? Warum stehen überall ganz unterschiedliche Dinge drin und alle tun so, als wäre ihre Ansicht die einzige? War das bei dem Schulstoff auch so? Gibt es da auch überall ganz andere Theorien zu? Wie viel davon habe ich eigentlich hinterfragt? Wie viel davon ist wohl wirklich gesichertes Wissen? Wie viel davon ist wahr? Was ist denn gesichertes Wissen? Wem kann man eigentlich vertrauen? Woran erkenne ich, ob etwas fundiert oder nur zusammengereimtes Wissen ist?
Was können denn die Leute, die etwas erreicht haben? Und was heißt erreichen? Was ist mir persönlich etwas wert? Wer lebt ein Leben oder hat eines gelebt, welches ich wirklich gut finde? Was macht diese Person? Was kann sie? Was hat sie gelernt? Welche Fähigkeiten, welches Wissen, welche Haltung? Wie ist sie da hin gelangt?

Irgendwann hörte ich Peter, unseren Supervisor, sagen, dass er im Bereich der Mathematik einiges als gesichertes Wissen betrachte. Alles andere sei für ihn „These unter Prüfung“. Diese Aussage hat mich in meinen Zweifeln darüber, was den nun gesichertes Wissen ist, sehr erleichtert, denn endlich hatte ich die Erlaubnis für diesen Gefühl, dass ich schon lange ahnte, mir aber immer verboten hatte: Dass nämlich dieser ganze Wahrheitsanspruch, mit dem mir eigentlich alle Lehrer, Professoren, Bücher und der ganze Wissenschaftsbetrieb begegnet waren, nur eine Farce, nur ein Spiel, nur eine oberflächliche Angeberei ist, eine gespielte Standfestigkeit, von der eigentlich alle wissen, dass sie auf wackligen Boden steht.

Mein fehlendes Vertrauen in die bestehenden Institutionen

Inzwischen kann ich die Vorteile eines normalen Studiums wieder viel mehr sehen und wertschätzen. Weil ich viel mehr begreife, wie wertvoll es ist, dass es an einem Ort Menschen gibt, die sich in den unterschiedlichsten Themen wirklich auskennen, die schon so viel Erfahrung in diesen Bereich haben und die Zeit haben, um ihr Wissen weiter zu geben. Ich merke zunehmend, dass es nicht notwendig ist jedes Rad neu zu erfinden und wie hilfreich es sein kann, die bestehenden Erfahrungen zu nutzen. Ich kann auch mehr verstehen, wie sehr es den Lernweg erleichtert, wenn das Wissen schon vorstrukturiert ist. Wenn ich einfach weiß, was ich jetzt lernen soll, was ich leisten soll und wann es auch genug ist. Ich erkenne wieder mehr, was für ein unglaublicher Erfahrungsschatz in den Universitäten liegt.
Trotzdem fällt es mir unheimlich schwer, ein Studium zu beginnen und damit einen so großen Teil meines Lebens in die Hände einer Universität zu geben. Je größer der Bereich ist, den ich von einer anderen Person oder Institution bestimmen lasse, desto mehr Vertrauen in die entsprechende Person

oder Institution ist auch notwendig. Dass sie mit ihrem Mehr an Wissen und Erfahrung in der Lage sind diesen bestimmten Wegabschnitt sinnvoll zu gestalten, sodass ich mich ihnen anvertraue, auch wenn ich nicht bei allen Schritten gleich verstehe, warum sie sinnvoll sind.
Es gibt jedoch kaum eine Person oder Institution, denen ich diese Kompetenz zubillige. Ich habe eigentlich fast immer sofort das Gefühl, dass ich einen Großteil der Zeit für Dinge aufwenden müsste, die mich gar nicht interessieren, dass ich gleichzeitig viel weniger Zeit für andere Dinge hätte, die mich interessieren würden, dass also das Wesentliche, was ich suche, nicht dabei ist, dass es nicht wirklich qualitativ und durchdacht ist und dass ich es eigentlich selber besser kann. Dieses Gefühl hat viel mit meiner persönlichen Geschichte zu tun.

Soweit ich mich erinnern kann, hatte ich große Zweifel an der Welt. Zu viel kommt mir falsch oder verlogen vor. Zu oft habe ich immer wieder Fehler oder Ungereimtheiten in den Verhalten und Erklärungen der Erwachsenen entdeckt. Ich denke, dass da auch diese Erkenntnis mitspielt, die viele Kinder machen, wenn sie aus ihrer heilen, geborgenen Welt heraustreten und erkennen, dass der Rest der Welt anders aussieht. Ich erinnere mich noch, dass die ersten Nachrichten, die ich gesehen habe, ein Schock für mich waren. Und auch alle weiteren. Ich habe nicht verstanden, wie die Erwachsenen es ertragen können, dass solche Dinge passieren. Dass sie sagen, dass alle Menschen gleich viel wert sind, aber wir so viel und andere so wenig haben. Das alles hat mich skeptisch gemacht. Ich habe der Welt der Erwachsenen nicht mehr vertraut und alles in Frage gestellt. Für mich, heimlich, ohne viel von diesen Zweifeln nach außen zu lassen. So habe ich noch viel mehr Lügen und Ungereimtheiten entdeckt. Ich habe gelernt auf nichts anderes zu vertrauen, als auf meinen eigenen Verstand. Dass hat mich immer wieder in die Verzweiflung getrieben. Denn was soll ich mit diesem riesigen Berg an Erfahrungen und Wissen machen, denn ich mitbekommen habe, wenn ich ihm nicht vertrauen kann? Ich kann doch nicht alles noch einmal neu prüfen. Was davon ist wahr, was wird nur so dargestellt? Vertraue ich der Lebensweisheit, die meine Eltern mir mitgeben haben? Vertraue ich dem Wissen, das meine Lehrer mir geben? Vertraue ich den Wegen, den die Gesellschaft mir bietet?
Ich konnte den Menschen nicht trauen, die ein Leben lebten, dass mir fremd war und ich konnte auch einer Gesellschaft nicht trauen, die so viel Leid verursachte. Ich musste Schule und Uni immer wieder anzweifeln und hinterfragen, denn sie sind ja Teil dieser Gesellschaft, mit all diesen Dingen, die ich ablehne. Die meisten, die durch eine solche Institution gehen führen dabei und danach ein Leben, dass ich nicht leben will.

Dazu kommt noch, dass ich, dadurch, dass ich die meisten dieser Zweifel immer für mich behalten habe und nur für mich Antworten gefunden habe, ich mich innerlich höher gestellt habe als die andern. Ich habe die Angst und die Zweifel umgewandelt in Verachtung und Wut auf die Dummheit der Menschen. Und wenn ich in dieser Verachtung meine Zweifel oder meine persönlichen Antworten und Theorien präsentiert habe, dann konnten die anderen sie kaum verstehen und annehmen. Diese Enttäuschung habe ich wiederum in Wut und Verachtung umgewandelt. „Nichts regt mich mehr auf als die Dummheit der Menschen“. Dieser Satz, der mir so oft durch den Kopf ging, bedeutete eigentlich: „Nichts regt mich mehr auf, als meine Unfähigkeit, mich auszudrücken und das Talent, dass ich in meinen gedanklichen Überlegungen sehe, angemessen zur Wirkung zu bringen.“
Ich habe meine Zweifel und Theorien also für mich behalten und sie immer weiter ausgearbeitet und ausgefeilt, ohne sie von anderen prüfen zu lassen. Durch die fehlende Konfrontation fehlten mir auch die Niederlagen, die mir geholfen hätten, mein Können realistisch zu verordnen. Ich leide an massiver Selbstüberschätzung und Arroganz. Je geringer mein reales Wirken ist, umso größer meine innere Arroganz. Immer dann, wenn ich das Gefühl habe nicht ernst genommen zu werden, nicht angemessen wirken zu können, einen Gedanken nicht ausdrücken zu können oder meiner Meinung nicht genügend Raum verschaffen zu können, kompensiere ich diese Enttäuschung mit Selbstaufwertung und Abwertung der anderen. Es ist ein Teufelskreis, denn je komplexer mein ungeprüftes Gedanken- und Theoriegebilde wird, desto mehr Mut brauche ich auch, es prüfen zu

lassen und so evtl. zu bemerken, dass es längst nicht so stabil und wertvoll ist, wie ich gedacht habe. Und umso mehr ich meine Gedanken und meine inneren Zweifel für mich behalte, umso unrealistischer wird meine Selbsteinschätzung.
Ich glaube, dass viele kritische Menschen an dieser Arroganz leiden. Mit dem Hinterfragen der Welt und dem Erkennen der vielen Fehler, die auf dieser Welt gemacht werden, geht immer die Gefahr einher sich in die Arroganz und innere Abgrenzung zu flüchten. Ich habe einige gesehen, die sich genauso mit ihren alternativen Lebensstil, mit ihren Bio-Produkten, mit ihrer aggressiven Bescheidenheit, mit ihren schlauen Gedanken identifizieren, wie andere mit ihrem großen Auto. Und so genau in die Verhaltensmuster verfallen, die sie bei den anderen verachten. Ich selbst gehöre leider auch noch immer wieder dazu.
Dieser Teil von mir hat es mir unheimlich schwer gemacht mich von irgendeiner Institution oder Person fremd bestimmen zu lassen, auch wenn das Manches leichter gemacht hätte. Ich wollte und will jeden kleinen Teil selbst kontrollieren und verstehen. Ich halte mich an keine Regeln, die ich nicht verstehe. Ich tue nichts, ohne zu wissen warum. Positiv könnte man das als selbstdenkend oder eigensinnig beschreiben. Negativ als skeptisch, zweifelnd und arrogant.

Im UniExperiment, als ich nicht mehr nur dachte, dass ich es selber viel besser könnte, sondern es tatsächlich probierte, wurde mein ganzes inneres Bild einer Realitätsprüfung unterzogen. Und das hat mit der Zeit einiges verändert. Ich glaube, dass meine Arroganz, auch wenn sie immer noch manchmal da ist, längst nicht mehr so stark ist wie früher. Dafür ist mein Selbstvertrauen größer. Und ich verstehe gerade nochmal, dass das ganze nur ein Thema von mehreren war, die in dieser Zeit in mir angefangen zu arbeiten haben und dass es ja noch elf anderen UniExperiment Studenten gab. Ich beginne zu ahnen, warum das UniExperiment so viel komplizierter und komplexer war, als einfach nur ein paar Themen raussuchen, eine effiziente Struktur überlegen, Bücher besorgen, Referenten einladen und loslegen.

Welche Vision zog mich zum UniExperiment

Was für ein Wunder und eine Befreiung war es also für mich, als ich zum UniExperiment kam. Hier waren Menschen, die etwas tun wollten, die selber dachten und hinterfragten, die Lebendigkeit versprühten. Als Michi zum UniExperiment dazu kam, meinte er am zweiten Abend: „Coppa, ein Freund von mir und ich haben uns Jahre lang gefragt, wo denn all die Menschen stecken, die ähnlich denken, wie wir. Jetzt weiß ich es: Sie sind alle hier.“

Wir erträumten uns eine Universität, die von den Studenten gestaltet wird. In der das Herausfinden der Art und Weise wie und was man am besten lernt zum eigentlichen Lernprozess dazu gehört. In der Lerninhalte und Lernmethoden von den Lernenden selbst gewählt werden und auch durch regelmäßige Reflexion immer wieder geändert werden können. In der das Studium fächerübergreifend sein kann und sich nicht an einer Fachrichtung, sondern an den Fragen der Studenten orientiert. In der alle Menschen wechselseitig Lehrende und Lernende sind. Wir wollten gemeinschaftlich Aufgaben bewältigen und so Kooperation lernen. Der Lernort sollte immer auch ein Lebensort sein. Und zu einem ganzheitlichen Studium gehörte für uns auch das gemeinschaftliche Leben dazu. Wir wünschten uns eine Uni, die die Persönlichkeit fördert und Selbstwirksamkeitserfahrungen ermöglicht. Darum wollten wir an realen Herausforderungen lernen. Auch wollten wir alle anfallenden Aufgaben einer Universität (wie z.B. Kochen, Putzen, Spendenakquise, Auswahl der Lernmethoden oder Lernmaterialien, Organisation, Verwaltung, ...) selbst erledigen.
Ich selbst träumte vor allem von einer Art Aktivisten-Uni. Ein Hauptquartier für einen nicht geheimen Geheimbund des Guten, der beständig Aktionen und Projekte umsetzt, um auf jede erdenkliche Art Bewusstsein, Visionskraft und den Mut zu Träumen zu verbreiten. Ich stellte mir vor, wie wir mit unserer Gruppe jeden Abend zusammensitzen würden und darum ringen würden, das aktuelle Weltgeschehen zu verstehen und Ideen entwickeln, wie wir am wirksamsten darin

wirken können. Eine bunte, lustige, nicht zu bändigende Truppe. Ich stellte mir vor, dass wir aus unseren Erkenntnissen heraus Projekte entwickeln und umsetzen würden. Wie wir Kontakt zu den Nachbarn aufnehmen und gemeinsam das Stadtviertel auf den Kopf stellen würden. Wie wir die Straßenlaternen mit Lampenschirmen ausstatten und sie eigenständig nachts ausschalten würden. Wie wir abends Vorleseabende und Lauschkonzerte auf der Treppe vor dem Haus veranstalten würden und wie sich eine ganze Flut von erstaunlichen und kritischen Texten über die Stadt ergießen würde.

Die Anfangszeit: Wunder über Wunder

Wie soll ich die Magie, die die Anfangszeit hatte beschreiben? Jedem Anfang wohnt ein Zauber inne, schreibt Herman Hesse, aber kann ich diesen Zauber irgendwie beschreiben? In meiner persönlichen Reflexion stehen hier nur viele, viele Stichpunkte, die ich mit Geschichten verbinde, doch ist es möglich diese Geschichten mit Leben zu füllen? Ich habe doch selber schon vergessen, wie es sich angefühlt hat. Kann selber kaum glauben, dass wir schon in der Planungszeit zwei Mal ein ganzes Schloss fürs UniExperiment angeboten bekommen haben, die uns dann doch zu groß waren, bevor wir uns für das Schellberghaus in Stuttgart entschieden.
Wie war das, ganz am Anfang in Stuttgart, im September 2013, als wir alle noch in einem kleinem Raum im Keller der Jugendseminars schliefen, tagsüber das Schellberghaus renovierten und Abends zusammenkamen, um zu planen und zu träumen? Ich weiß noch dass Martin uns jeden Morgen mit lautem Gesang weckte und dass ich die ganze Zeit über voller Energie war. Dass ich jeden Tag, auch am Wochenende 8-10 Stunden renovierte und dabei von Camilla neue Lieder lernte, mit denen ich die leeren Räume unseres zukünftigen Gebäudes füllte. Dass wir abends in unserem kleinen Kellerzimmer Reflexionsrunden machten, wo jeder erzählte, wie es im ging und was ihn beschäftige. Ich fühlte mich wohl in dieser Gruppe aus so unterschiedlichen Leuten. Da waren so Kleinigkeiten, die ich liebte. Zum Beispiel, dass alle aus unserer Gruppe, aus unterschiedlichen Gründen, keinen Alkohol tranken. Überall vorher hatte ich mich immer erklären müssen, wieso ich denn nicht trinke und hier war das einfach normal. Oder dass sich auch keiner als Vegetarier bezeichnete oder viele Umstände um seine Essengewohnheiten machte, aber gleichzeitig im Normalfall niemand Fleisch aß. Dass wir spazieren gingen und uns alle von dem Spielplatz im Wald begeistern ließen. Dass wir begannen Abenteuergeschichten mit den Kindern dort zu erfinden und mit ihnen Piraten spielten. Dass wir danach wieder ganz konzentriert eine Visions- und Planungssitzung machten. Und einfach sitzen blieben und weiter machten, niemand auch nur etwas sagte, als es anfing zu regnen, weil es einfach gerade wichtig war.

Ich weiß noch, dass ich das Gefühl hatte, das uns irgendwie die ganze Welt unterstütze. Dass wir wie von einem geheimen Geist getragen wurden. Wir wünschten uns einen Garten und Schwupps, schon fanden wir, mitten in Stuttgart, 200 Meter von unserem Haus entfernt, einen riesigen Garten, 2500m² groß, mit uralten Bäumen, Obstwiese und wunderschöner Aussicht, den wir pachten konnten.
Ich ging fast jeden Tag nach dem Renovieren einmal schnell beim nahen Rewe containern und meistens kam ich stolz und schwer beladen mit gefundenen Schätzen nach Hause. Jeden Dienstag gab es Kiloweise Sushi, der noch ein oder zwei Tage haltbar war und wir machten Mutproben mit Wasabi. Am Tag vor Alias Geburtstag containerte ich Girlanden. Und am Tag vor der Einweihungsfeier, wo wir einen Kreativraum einrichten wollten, containerte ich Schulsets mit Kreide. Oder als Michi aus Berlin kam, weil er sich das Projekt für ein paar Tage anschauen wollte und dann einfach da bliebt. Die Zeit war voller magischer Momente.
Lukas und Ich kamen auf die Idee, mal bei Bäckereien nach altem Brot zu fragen. Die ersten beiden waren Filialen von einer größeren Bäckerei und erklärten uns, dass sie ihr Brot zurückschicken mussten. Doch die dritte meinte, dass am Wochenende die Tafel nicht käme und wir gerne Samstag bei Ladenschluss vorbeikommen könnten, um den Rest mitzunehmen. Ich ging also am

Samstagmittag alleine zur Bäckerei und bekam einen so riesigen Karton, voller Brötchen, Croissants, Brezeln und Teilchen, dass ich ihn auf dem fünf minütigen Weg nach Hause mehrmals abstellen musste. Die Bäckerei war fortan unser persönlicher „Teilchenbeschleuniger“ und der Beginn unserer Foodsharing Aktivitäten.
Cornelius erfand ständig Wortspiele, die meisten davon habe ich vergessen, ich weiß nur noch, dass wir überall ein „Uni“ davor setzten. Wir nannten die Internetseite „Universidee“, planten die Einweihungsfeier als „Universifest“ und Cornelius nannte sich spaßeshalber „Unicorn“.
Als das Haus fast fertig war machten wir eine Woche lang einen „StudienGang“. Wir wanderten zur schwäbischen Alb, fraßen uns wie eine Raupe Nimmersatt durch die Weinberge und Apfelhaine und machten Witze über parasitäre Wanderstudenten. Wir dichteten ein super peinliches Lied über uns zwölf Wanderstudenten, dass wir in der Cafeteria der Nürtinger Uni vorsangen, besuchten die Dorfuniversität Dürnau, die später noch eine größere Rolle im UniExperiment spielen sollte und gaben zum Abschluss einen Workshop auf dem Jugendaktionskonkress in Tübingen.
Weil wir danach knapp dran waren, bis zur Einweihungsfeier fertig zu werden, legten wir mehrere Nachtschichten ein, schliffen die Treppe ab und strichen die Wände, bis wir um vier Uhr nachts hundemüde ins Bett fielen, um am nächsten Morgen weiter zu machen.
Dann stand die Einweihungsfeier vor der Tür und innerhalb eines Tages gestalteten wir das ganze Haus zu einer Ausstellung. Ich hätte nie gedacht, dass es möglich wäre, das Haus in so kurzer Zeit so kunstvoll zu gestalten, aber jeder hatte Ideen, wuselte herum und auf einmal war da dieses Kunstwerk. Jeder Raum hatte ein Thema und das Haus führte den Besucher zu seinen mitgebrachten Motivationen und Kindheitsträumen, durch Räume zum Träumen und in Erinnerungen schwelgen, durch Räume der Information und Inspiration, in denen wir unsere Pläne und Strukturen für das UniExperiment präsentierten, vorbei an Möglichkeiten zum Gestalten und kreativ den eigenen Ideen Ausdruck zu verleihen, bis zu den Wünschen für die Zukunft.
Achtzig Leute kamen, um die Einweihung des Hauses mit uns zu feiern und am Abend, ging ich wie verzaubert durch die Räume. Überall saßen Menschen, unterhielten sich, diskutierten, das ganze Haus sprudelte vor Leben.

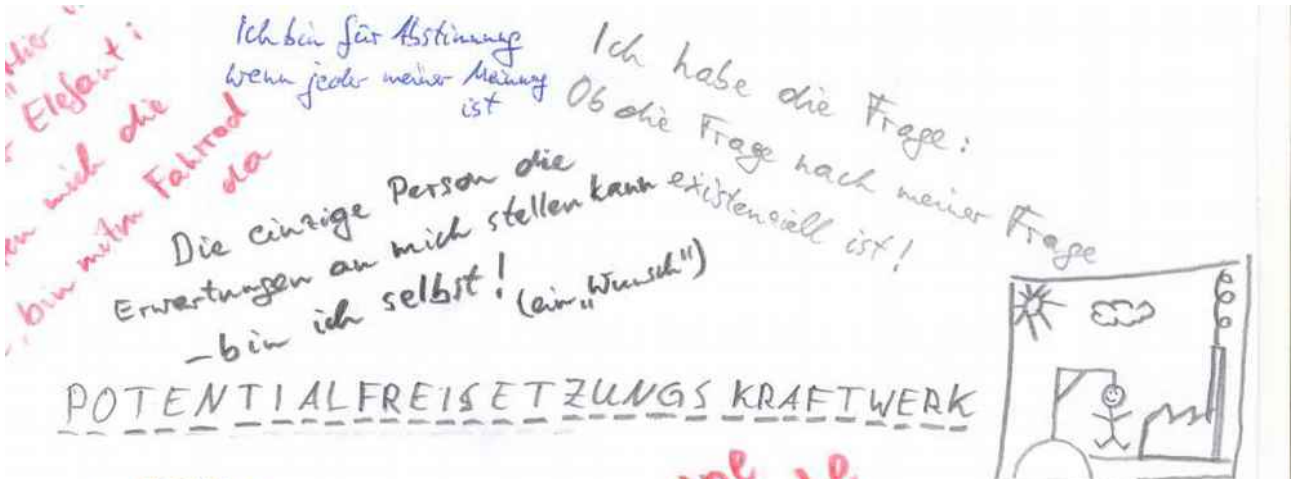
Dann zogen wir ein und jeden Tag veränderte sich etwas im Haus. Wir schleppten die tollsten Sachen vom Sperrmüll quer durch Stuttgart. Plötzlich stand ein Sofa im Wohnzimmer. Dann auf einmal ein Schuppen vorm Haus. Am nächsten Tag war er wieder abgebaut und auf der anderen Seite des Hauses aufgebaut, weil ihn jemand da besser fand. Andreas, ein „Freund und Schutzengel des Hauses“, lieh uns sein Klavier und schenkte uns seine halbe Einrichtung. Jeden Tag wurde es wohnlicher.

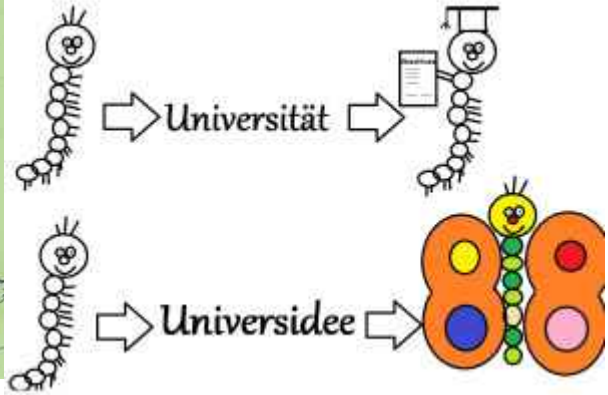
Ich glaubte daran, dass sich unsere Idee ausbreiten würde. Dass der Aufbruch zu einer selbstbestimmten Bildung im Zeitgeist liegt. Ich stellte mir vor, dass wie bald viele kleine Projekte entstehen, in denen Menschen ihren Bildungsweg selbst gestalten und sich mit selbstbestimmten Themen auf eine selbstbestimmt Art und Weise auseinandersetzten. Und dass so, nach und nach, dieser bisherige Weg, auf eine anerkannte Uni zu gehen, um am Ende einen Zettel mit anerkannten Stempel darauf bekommt, ergänzt wird durch eine Vielfalt an Bildungsmöglichkeiten und es mehr und mehr um Bildung und nicht um Zettel geht.

Und jetzt, ein halbes Jahr nach dem Ende? Woran glaube ich jetzt, wenn ich weiß, dass auf der Uhlandshöhe in Stuttgart keine wachsende Anzahl UniExperiment Häuser entstehen, in denen kleine Studenten-WGs oder Gemeinschaften wohnen und nicht täglich verschiedenste Seminare und Lernkreise stattfinden, sich keine Flut von Aktionen und kritischen Texten über die Stadt ergießt und es wohl auch weiterhin nicht viele Studenten gibt, die den Mut oder überhaupt die Idee hätten ihr Studium selbst zu organisieren?
Glaube ich überhaupt nicht mehr an diese Idee? Glaube ich, dass es langsamer gehen wird? Glaube ich, dass es anders geht? Ich weiß es nicht. Seit dem Ende des UniExperiments bin ich tief verunsichert, ob der Weg überhaupt sinnvoll ist und sehe auch wieder realistischer, wie weit weg

diese Idee für die meisten Menschen ist.
Und gleichzeitig bin ich noch nicht bereit aufzugeben. Mir wird bewusst, dass seit dem Ende des UniExperiments und seitdem mich diese Zweifel begleiten, dass ich trotzdem eigentlich mit jedem Tag ein bisschen mehr gemerkt habe, dass die Grundidee für mich inzwischen so selbstverständlich geworden ist, dass ich gar nicht anders kann, als diese Idee zu verbreiten. Obwohl es für mich selber noch vor ein paar Jahren völlig außerhalb meines Vorstellungshorizonts lag, dass es andere Möglichkeiten als die normalen Universitäten geben könnte, ist es heute für mich völlig logisch, dass Menschen selber bestimmen, was und wie sie lernen. Wo früher einfach nichts war, da ist heute ein zwar unerforschtes, aber weites Gebiet voller Möglichkeiten.
Gerade steigt folgendes Bild in mir auf: Ich gehe auf einem großen, belebten Weg. Dann biege ich plötzlich ab in eine andere Richtung, ich verlasse den Weg, gehe über kleine Trampelpfade, schlage mich durch die Wildnis. Ich verlaufe mich, komme nicht weiter, kehre zurück zu der Straße. Ich stehe davor, überlege ob ich sie wieder betreten und ihr weiter folgen soll. Da wird mir klar. Die Straße, führt gar nicht dahin, wo ich hinwill. Es ging mir nicht um eine Abkürzung oder einen alternativen Weg. Es geht um ein anderes Ziel. Hier von der Straße aus, kann ich deutlich sehen, dass die Straße nicht dahin führt, wo ich hin will und dass die Richtung, in die ich gegangen bin, richtig ist, auch wenn es ein noch unbekanntes Gebiet ist und ich den Weg nicht kenne.

Planung des UniExperiments im Dezember 2012





Renovierung des Schellberghauses

Eine Woche „StudienGang“, Oktober 2013

Workshop über das UniExperiment auf dem Jugend-Aktions-Kongress in Tübingen

Bei der Einweihungsfeier des Schellberghauses

Diskussionsrunde im Jugendseminar am Abend der Einweihungsfeier

Frühstück am Morgen nach der Einweihungsfeier

Eine „Ladung“ Brötchen von unserem „Teilchenbeschleuniger“

Der Übergang in den Alltag: Meine Flucht in die Notwendigkeiten

Wunder über Wunder und darüber habe ich wohl vergessen, mich zu fragen, was ich eigentlich will. Irgendwann dann, als die Anfangsenergie und die Wunder nachließen, wäre vielleicht der Zeitpunkt gewesen mir noch mal ganz bewusst Zeit zu nehmen und zu überlegen, was ich denn nun wirklich machen will und wie ich das am besten angehe. Irgendwie rutschten wir in den Alltag, ohne bewusst zu gestalten, wie der aussehen sollte. Auch wenn immer wieder Kraft aufkam und Wunder geschahen, wie zum Beispiel, als eines Abends Gregor vor der Tür stand, der in Leipzig vom UniExperiment gehört hatte und fragte, ob er ein paar Tage bleiben und am nächsten Abend ein Gitarren Konzert geben dürfte und wir blitzschnell Flyer für das Konzert druckten und es ein wunderbarer Liederabend wurde und Gregor dann einfach da blieb. Insgesamt nahm diese Anfangsenergie enorm ab und irgendwann fragte ich mich: Was mache ich hier eigentlich?

Ich glaube keiner von uns hatte am Anfang so wirklich einen Plan für sein Studium? War das so? Was war meine Methode, meine Struktur für mein Studium?
Ich habe mich mehr oder weniger treiben lassen. Ich hatte mir vorgestellt, dass ich philosophische Texte lesen würde und selber Texte schreiben würde. Doch ich merkte schnell, dass ich überhaupt keine Lust auf diese theoretische Art von Studium hatte. Ich wollte viel lieber praktisch tätig sein. Ich wollte Projekte entwickeln, die die Welt verändern. Etwas Sinnvolles tun. Aber ich hatte keinen Plan, kein Konzept, keine Erfahrung damit. Darum habe ich zunächst einfach getan, was ums Haus herum an Aufgaben, angefallen ist. Ich habe mich von den Notwendigkeiten treiben lassen. Foodsharing, Kochen, Putzen, Gartenarbeit, Möbel beschaffen, etc. Eine Zeit lang war das gut. Irgendwann wurde es zur Ablenkung.
Es war Flucht davor die Dinge wirklich anzufangen. Die Dinge, die ich mir vorgenommen hatte. Mal wirklich ein Projekt anzugehen. Ich hatte ja auch gar keine wirkliche Ahnung wie ich das anstellen sollte, aber ich habe mir auch keine Zeit genommen, mir mal die Frage zu stellen. Lieber beschäftigte ich mich mit Banalitäten, als bei etwas, was mir wirklich wichtig ist, scheitern zu können.
Ich habe nicht wirklich ein Grundvertrauen darin, dass ich die Dinge, die ich wirklich will, hin bekomme. Ich habe auch keine Erfahrung damit. Ich versuche noch nicht lange sie zu tun. Die meiste Zeit meines Lebens habe ich eher abgewartet und mit Dingen verbracht von denen ich wusste, dass sie nicht wirklich wesentlich für mich sind. In den alltäglichen Aufgaben habe ich mehr Erfahrung und Sicherheit. Hier weiß ich, was ich kann.
Wie Projekte organisieren? Wie studieren? Wo anfangen? Welche Bücher? Welche Lehrer? Wie Raum schaffen? Wie verinnerlichen und reflektieren?

Sagen, was mir Wichtig ist

Die Atmosphäre im Haus konnte sich unglaublich verändern. Es gab Zeiten, wenn das Haus nur so überbrodelte vor Menschen und Energie. Dann waren alle Uniexperimentler da, dazu noch einige Gäste und alle wuselten herum. Und dann gab es wieder Zeiten, in denen es ganz anders war. Kurz nach Weihnachten waren wir vier Leute im Haus und die Atmosphäre war unglaublich gemütlich. Es war Samstagnachmittag, wir hatte noch keinen Herd, das Gas für unseren Camping Kocher war plötzlich alle geworden. Wir machten einen Spaziergang zum Container. Wir brieten uns Tortellini im Toaster und aßen Sushi zum Nachtisch. Es war Spitze. In dieser ruhigen Atmosphäre schaffte ich es ein paar Tage lang konzentriert an Texten für Funkenflug zu arbeiten. Darauf war ich ziemlich stolz, aber ich glaube letztendlich hat kaum jemand diese Texte gesehen. Ich habe mich auch nicht getraut sie zu präsentieren.

Es fällt mir (und wahrscheinlich 99% der Menschen) unheimlich schwer, Dinge, auf die ich stolz bin oder die mir wichtig sind, zufriedenstellend zu präsentieren. Oft sitze ich beim Abendessen und

wälze eine halbe Stunde einen Satz im Kopf wie: „So, ich würde euch heute gerne noch was zeigen, worauf ich stolz bin“ oder „Ich habe in letzter Zeit viel über dies und jenes nachgedacht und würde gern darüber reden und hören, was ihr dazu denkt“. Oft stehe ich irgendwann auf, ohne darüber zu reden. Manchmal habe ich auch nur eine innere Unruhe und Unzufriedenheit, ohne genau zu wissen, woher sie kommt oder ich vergesse etwas anzusprechen, selbst wenn ich es mir extra vorher vorgenommen habe. Dann ist mein Kopf auf einmal ganz leer und in all der Anspannung, dass ich jetzt eigentlich etwas Wichtiges sagen wollte, fällt mir gar nichts mehr ein. Das können auch kleine organisatorische Dinge sein, von denen ich mir sicher bin, das sie sinnvoll wären, aber wo ich weiß, dass sie eben noch nicht etabliert und von den anderen akzeptiert sind. Z.B am Ende jeder Orga-Sitzung zu fragen, ob es noch etwas ganz anderes gibt, was irgendjemand mitteilen will. Ich habe Angst, dass ich die Dinge nicht so rüber bringen kann, dass sie gehört werden. Diese Angst habe ich auch in anderen Kontexten, aber besonders stark in der UniExperiment Gruppe. Hier sind viele starke Persönlichkeiten und vor allem hatte ich oft bei Sprechen das Gefühl von Zeitdruck. Ich denke, das hat auch mit dem Gefühl zu tun, dass nur wir selbst für uns verantwortlich sind und das wir zeigen wollen, das wir etwas schaffen, dass das UniExperiment funktioniert. Wir waren alle sozusagen Selbstständige geworden. In allen Gesprächen, vor allem in den einberufenen Sitzungen spürte ich ein Drang zur Perfektion vermischt mit Zeitdruck und Ungeduld. „Wir müssen etwas leisten und zwar jetzt!“ Ich hatte auch das Gefühl wir achteten viel auf unseren Ausdruck und darauf möglichst präzise zu kommunizieren, aber wenig darauf auch gut zuzuhören und über Fehler und Ungenauigkeiten liebevoll hinwegzusehen und alles zu geben, um zu verstehen, was der andere meint und nicht was ich unter seinen Worten verstehe.
Das alles hat dazu geführt, dass ich relativ wenig von dem, was ich getan habe, den anderen gezeigt habe oder es sichtbar gemacht hätte. Auch das ich relativ oft, Dinge, die mir wichtig waren nicht ausgesprochen habe und sie in mich hineingefressen habe. Ich hatte oft das Gefühl zu wenig Anerkennung für das, was ich tue zu bekommen, aber ich wusste auch, dass vieles von meiner Arbeit für die anderen, gar nicht sichtbar ist. Sowohl bei den täglichen Hausarbeiten, als auch bei den Studientätigkeiten. Ich betrachte inzwischen dieses Aussprechen von dem, was einen wichtig ist, als eine richtige Kunst, zu der es Erfahrung braucht, die man immer weiter verfeinern kann und zu der viele Aspekte (Formulierung, Zeitpunkt, Mut, Bewusstsein, Aufmerksamkeit, Wen betrifft es, was wollen vielleicht andere aussprechen) dazugehören. Ich habe in vielen menschlichen Beziehungen beobachtet, wie das Zurückhalten von Impulsen zu Problemen führt. Viele Dinge, die einen z.B. stören, werden nicht am Punkt des geringsten Unbehagens ausgesprochen (und der ist meistens ziemlich am Anfang), sondern stauen sich so lange an, bis sie irgendwann unkontrolliert herausbrechen...
...und dann ist Chaos.

Es muss den anderen ähnlich gegangen sein oder irgendetwas anderes muss sie gehindert haben, denn ich habe unglaublich wenig von Ihnen erfahren. Ich habe zu dieser Zeit überhaupt nicht mitbekommen, was sie eigentlich machen oder was sie beschäftigt. Ob sie mit ihrem Studium zurecht kommen. Ich kann mich auch nicht erinnern, dass wir in dieser Zeit (Dezember-Januar) mal eine Reflexionsrunde gemacht haben, aber vielleicht weiß ich es auch nur nicht mehr. Ich erinnere mich dunkel daran, dass ich sauer war, dass keine Reflexionsrunden statt fanden, weil mir einige dieser Dinge bewusst waren, aber ich mir den Raum einer Reflexionsrunde wünschte, um sie zu sagen. Ich erinnere mich auch dunkel, das Martin mehrmals erzählte, das er Schwierigkeiten hat das, was er sich vorgenommen hatte, zu erfüllen. Ich glaube heute würde ich solche sich mehrfach wiederholenden Aussagen, als getarnten Hilferuf erkennen. Getarnt wahrscheinlich aus ähnlichen Gründen, wie ich die Dinge nicht aussprach. Martin schaffte es durch Humor, Witz und Optimismus in seinen Erzählungen, die Wichtigkeit und Dringlichkeit, die die Sache wahrscheinlich für ihn hatte zu verbergen. Damals ging keiner von uns wirklich darauf ein. Eine ähnliche Situation gab es kurze Zeit später mit Camilla, die nicht so wirklich ihre Rolle in der Gruppe und in einem fremden Land mit fremder Sprache fand. Diese ebenfalls sehr lange unausgesprochene Unzufriedenheit wurde aber zum Glück von Alia erkannt und bewusst in den Raum gestellt und konnte so für kurze Zeit

leichter gemacht werden. Noch viel stärker und extremer traten die Überforderung mit der Strukturlosigkeit und dem Druck, glaube ich, bei Lukas ein, der dieses Gefühl ebenfalls sehr lange für sich behalten hat und dem auch keiner wirklich zur Seite stand.
Wir schafften es also nicht nach der Anfangsphase eine Atmosphäre der Geborgenheit aufrecht zu erhalten, in der Probleme bewusst gemacht, ausgesprochen und gelöst werden konnten.

Die Kunst einen Raum der Freiheit zu gestalten: Freiheit und Struktur

Meine mitgebrachte Skepsis gegenüber Strukturen

Wir hatten beim UniExperiment zunächst die Tendenz alle Strukturen abzulehnen. Ich kam aus einem System voller Regeln, die mir nicht eingeleuchtet hatten. Ich stürzte mich in die Freiheit. Ich wollte keine Moderation in den Organisationsrunden. Mein Ziel war, dass einfach jeder Teilnehmer so achtsam und präsent ist, dass es keine Moderation braucht. Ich wollte keine Methoden zur Visionsfindung, Reflexion oder Konfliktklärung benutzen und mit solchen vorgefertigten Konzepten unsere eigene Kreativität und unseren Handlungsspielraum einschränken. Ich glaubte daran, dass Strukturen immer unzulängliche Vereinfachungen sind. Dass sie der Komplexität und der Flexibilität der Welt nie gerecht werden könnten. Dass sie diesen lebendigen, bewegten Strom des Lebens einschränken, einschnüren und die Impulse ersticken lassen. Wir wollten kein fertiges Konzept für das UniExperiment schreiben, denn es sollte sich ja entwickeln können. Ich sagte damals: „Wenn ich dir beschreibe, was das UniExperiment jetzt ist, dann ist das, als würde ich dir ein Bild von einem fliegenden Pfeil geben. Die Flugbahn des Pfeils kannst du aus einer Zustandsbeschreibung nicht herausfinden. Schon eher aus unserm Ausgangspunkt und dem Ziel, das wir anvisiert haben. Wenn wir jetzt ein Konzept schreiben und darin festlegen was das UniExperiment ist, dann wäre das so, als würden wir diesen Pfeil in Beton gießen.“

Ich handelte zu Beginn des UniExperiments aus einem ganz tief verwurzelten und größtenteils unbewussten Grundgefühl heraus, dass alle Strukturen mich daran hindern angemessen mit einer Situation umzugehen und auf Dauer zu einer Inkompetenz führen.
Dass eine Moderation in einer Gruppe dazu führt, dass die anderen nicht mehr so sehr darauf achten, welches Thema gerade dran ist oder wer wie viel spricht. Oder das eine bestimmte Methode mir die Gedankenfreiheit nimmt, da jetzt auf eine andere, vielleicht bessere Weise dran zu gehen.

Ich entwarf die Theorie, dass Strukturen zwar am Anfang zu einer höheren Effektivität führen, weil sie einen klaren funktionierenden Weg aufzeigen, *wie* etwas zu machen ist, doch auf Dauer führt das dazu, dass die Menschen die ganze Verantwortung für dieses „wie“ abgeben und nicht selber die Kompetenz für einen angemessen Umgang mit der Welt entwickeln. Und weil die Struktur den Details eben doch nie ganz gerecht wird oder weil sich irgendwann die Umstände ändern, werden die Strukturen längerfristig ineffizient oder sogar kontraproduktiv.
Die Struktur, dass Samstag Putztag ist, hilft uns das zwar einerseits, dass wir nicht ständig drauf achten müssen, ob wir mal wieder putzen müssten, aber es nimmt auch die Flexibilität je nach Bedarf öfter oder seltener zu putzen und kann dazu führen, dass außerhalb der Putzsamstage niemand mehr auf Sauberkeit achtet und etwas macht.

Ich fand Bestätigung für diese Gedanken in den Theorien von Ivan Illich, der sich mit den großen Institutionen der Gesellschaft beschäftigt hatte und auch diesen unterstellte, dass sie ab einer bestimmten Schwelle, ineffizient oder kontraproduktiv werden, weil sie dazu führen, dass wir das Verfahren, um etwas zu erreichen, mit dem Ziel verwechseln. So verwechseln wir auch Schule mit Bildung und glauben, dass 10 Jahre Schule mehr Bildung bedeutet, als 5 Jahre Schule und wenn wir das erst akzeptiert haben, dann glauben wir auch bald, dass mehr Geld zu mehr Bildung führen könnte. (vgl. Ivan Illich, Entschulung der Gesellschaft)
In meinen Heftern habe ich einen Zettel gefunden, auf den ich damals Beispiele für solche

kontraproduktiven Institutionen notiert habe:
„Wir haben eine Schule, die dumm macht,
ein Gesundheitssystem, dass unsere Gesundheit gefährdet,
ein Verkehrssystem, voller Stau, dass mich am zu Fuß gehen hindert,
eine irre gewordene Psychologie, die immer mehr Menschen als krank klassifiziert,
ein Verteidigungsministerium, das Krieg führt,
ein Wirtschaftssystem, das unsere materiellen Lebensgrundlagen gefährdet,
Medien und Kommunikationsmittel, wie Fernsehen und Handys, die zunehmend dazu führen, dass die Menschen nicht mehr miteinander kommunizieren,
Geld, das durch das Zinssystem, die Tendenz hat einen Großteil der Menschen arm zu machen
und eine Kirche, die die Menschen den Glauben verlieren lässt."

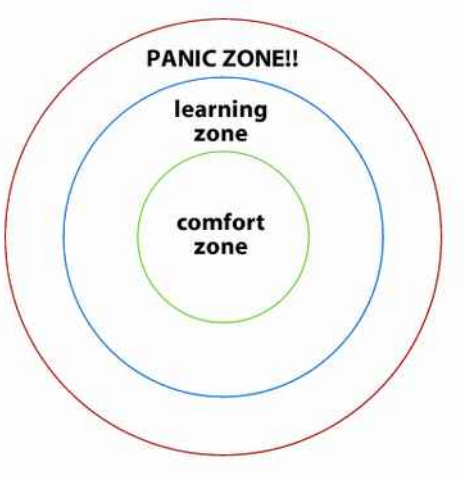
Das Festlegen auf ein bestimmtes Verfahren hindert uns daran die Vielzahl der Wege und Möglichkeiten zu sehen, die zu dem Ziel führen können und erzeugt erst das Gefühl der Knappheit. Erstaunlicher Weise habe ich vor ein paar Tagen etwas ganz ähnliches in einem Buch von Marshall Rosenberg, dem Begründer der Gewaltfreien Kommunikation gelesen, der dieses Prinzip wiederum auf die persönliche Ebene bezieht: *„Nach meiner Definition bezieht sich ein Bedürfnis weder auf eine bestimmte Person, noch auf eine bestimmte Handlung. […] Es ist sehr wichtig, da klar zu trennen. Dann erst können wir sehen, in welcher Fülle wir leben. Wenn ich mir anschaue, was für Bedürfnisse ich habe, ohne sie mit bestimmten Strategien zu verknüpfen, dann erst öffnen sich mir alle Möglichkeiten der We.t um diese Bedürfnisse zu erfüllen. Sobald wir Bedürfnis und Bitte vermischen und denken, unser Bedürfnis kann nur von einer bestimmten Person oder auf eine bestimmte Weise erfüllt werden, schränken wir uns ein und aus der Fülle wird Knappheit"*
(Marshall B. Rosenberg, Konflikte lösen durch Gewaltfreie Kommunikation, Freiburg, 2004, S. 30)

Eingeprägt hatte sich auch ein Satz von Hannah Arendt, den ich in meiner Unizeit gelesen hatte: *„In der Natur der automatischen Prozesse [...] liegt es, daß sie für den Menschen als solchen immer ruinös sind."* (Hannah Arendt, Zwischen Vergangenheit und Zukunft, Übungen im politischen Denken I, München, 1994, S. 223 f.) Und auch ihr Begriff der „Natalität", hatte mich beeindruckt: Dass es ein zentrales Wesensmerkmal des Menschen ist, dass er immer wieder überraschend Neues schaffen und dem Leben eine Wendung geben kann.
All diese Gedanken lagen, mehr oder weniger bewusst, meiner Skepsis gegenüber Struktur zugrunde.

Der Fall in die die Überforderung
Wir wollten die Eigeninitiative, die Eigenverantwortung und die Strukturlosigkeit. Wir hatten keine Gesprächsregeln, keine Methoden zur Gesprächsführung, keine abgemachten Verantwortlichkeiten, keine Putzpläne, keine Methoden zur Entscheidungsfindung, keine lange Planung im Voraus, keine Studienstruktur, jeder war vor allem für sich selbst verantwortlich und jeder bestimmte selbst über sein Studieninhalt und seine Studienmethode. „Nichts passiert, ohne die Initiative des Studenten", das war unser Motto. Einfach Machen und immer wieder neu schauen, was es braucht. Wir wollten alles neu erfinden und auf kaum etwas Bestehendes zurückgreifen. Das Zitat von Erich Kästner: „Es gibt nichts Gutes, außer man tut es." hing an unserer Pinnwand und im Bad las ich täglich von Hannah Arendt: „Niemand hat das Recht zu gehorchen."
Auf keinen Fall wollte ich durch eine äußere vorgegebene Struktur jemanden andern zu irgendetwas zwingen. Das Studium sollte von einem inneren Impuls heraus umgesetzt werden. Wir wollten vertrauen, dass der Mensch nicht faul ist, dass er eine eigene Motivation hat und dass er ohne fremde Strukturen am besten lernt, was gut für ihn ist.
Nicht, dass uns das genau so bewusst war und dass wir uns in allen Punkten einig waren, aber die Grundtendenz in diese Richtung war auf jeden Fall da.

Im Laufe des Uniexperiments hat sich diese Einstellung geändert. Heute stehe ich Strukturen nicht

mehr ganz so ablehnend gegenüber. Ich glaube weiterhin daran, dass sie grundsätzlich unzulängliche Entscheidungserleichterungen sind. Doch ich glaube, dass sie auch nötig sind, um mich überhaupt zurecht zu finden und zu orientieren und dass sie mir den nötigen Halt und die Sicherheit geben, um überhaupt Handlungsfähig zu sein. Denn ich habe erfahren, dass mich diese gänzliche Freiheit von Strukturen auch sehr überfordern kann. Dass ich mich verliere in den täglichen Ablenkungen, dass die Präsenz in Gesprächsrunden und auch die Achtsamkeit in Bezug auf die Sauberkeit des Hauses, einfach nicht immer von allen da ist.
Mir kommt dazu folgender Satz: Wir stürzten uns in die Freiheit und fanden uns im freien Fall wieder. Hier passt auch das Konzept der drei konzentrischen Kreise.



Ich glaube viele von uns waren durch dieses plötzliche Übermaß an potentieller Freiheit überfordert und waren direkt in der Panikzone gelandet. Es war wie ein Strampeln ohne Boden unter den Füßen. Da war ein Gefühl wie: Ich kann alles tun, ich habe alle Möglichkeiten und ich will jetzt auch unbedingt beweisen, dass ich etwas schaffe, doch wo soll ich anfangen, wie soll ich es angehen? Ich weiß nicht wie.

Mir fällt da auch ein Gedicht ein, dass ich in Costa Rica geschrieben habe:
Wir sind,
wie erzogene Hunde,
hinter Gittern: Panther,
in Freiheit: Würmchen
Ich habe dieses Gedicht geschrieben, nachdem ich beobachtet haben mit welcher majestätischer Würde und Kraft manche Hunde oder auch Zirkustiere hinter ihren Gittern, kraftvoll und unruhig hin- und her schreiten und welche Veränderung mit ihnen vorgeht, wenn man sie tatsächlich freilässt. Auf einmal sind sie ängstlich und unbeholfen und kriechen freiwillig, vor der Weite des Himmels fliehend, in ihren Käfig zurück. Und wie im Gegensatz stehen dazu die Tiere, die in der Freiheit aufgewachsen sind. Freiheit ist etwas, an das sich gewöhnt werden will. Etwas was gelernt werden muss. Was man sich stückweise erobert und erkämpft. Vielleicht ging es uns ähnlich wie den Zirkustieren.
Jan hatte den Glauben daran, dass diese Überforderung normal ist und dass wir da durch müssen. Dass man erst schwimmen lernt, wenn man ins kalte Wasser geschmissen wird. Doch ich denke, einige von uns sind, statt schwimmen zu lernen, eher unter gegangen.

Mein heutiger Grundsatz ist: „So viel Struktur wie nötig und so wenig wie möglich“ und ich versuche Strukturen so anzulegen, dass sie darauf abzielen sich selbst überflüssig zu machen, so dass immer weniger von der Struktur bestimmt wird und immer mehr von den Menschen, die mit Präsenz und Bewusstsein in einer Situation angemessen handeln können.
Ich stehe auch Fremdbestimmung nicht mehr so ablehnend gegenüber und habe wieder mehr Lust von anderen zu lernen und nicht mehr alle Fehler selber machen zu müssen. Ich weiß, dass ich mich in eine fremde Struktur geben kann und gleichzeitig frei und eigenverantwortlich sein kann, wenn ich bei mir bleibe, beobachte und lerne. Wenn ich das Ziel im Auge behalte, kann ich mir ein Stück des Weges von anderen zeigen lassen. Es hat viel mit Vertrauen zu tun. Je größer der Wegabschnitt, desto mehr Vertrauen brauche ich in die Person oder die Institution.
Und ich habe festgestellt, dass es auch so ist, dass je klarer mir die Richtung ist, in die ich will, je besser mein Orientierungssinn ist und je klarer und gefestigter ich innerlich bin, desto weniger Angst habe ich mir auch mal helfen zu lassen. Ich glaube wir haben jede Fremdbestimmung und Hilfe auch deswegen so sehr abgelehnt, weil viele von uns gemerkt haben, dass sie sich innerlich

eigentlich noch ganz unsicher sind, wo sie hinwollen und weil wir Angst hatten, dass unsere innersten Wünsche manipuliert werden. Wie viele Studenten haben wohl eigentlich keine Ahnung was sie wollen, fangen einfach mal an, schützen ihren persönlichen Raum nicht, vermischen fremde und eigene Bedürfnisse und entfernen sich so von ihrem ursprünglichen Kern?

Ich strebe nicht mehr danach ohne Strukturen zu leben, sondern die passenden zu finden.
Und ich benutze inzwischen das Wort „Kultur“ statt Struktur, weil ich dann all die Gewohnheiten, Rituale und unbewussten, schwer greifbaren Regelmäßigkeiten mit im Bewusstsein haben, die ich beim Begriff „Struktur“ nicht mit bedenke. Ich versuche zu experimentieren, zu beobachten und zu lernen. Im UniExperiment gab es ziemlich verschiedene Herangehensweisen mit dieser Freiheit von fremden Strukturen umzugehen, deren Unterschiedlichkeit auch zu Spannungen führte.

Das eine Extrem repräsentierte Gregor. Sein Studienthema war: „Leben nach Gespür“. Seine Methode: „Der Versuch nichts zu tun“. Er wollte sein Gespür schärfen für das Wesentliche und die Dinge, die er wirklich wollte und darum versuchte er nichts zu tun, außer das, was er wirklich von innen heraus wollte. Es gab heftige Meinungsverschiedenheiten, ob so etwas denn ein richtiges Studienthema sein könnte und auch ich fand es ziemlich seltsam und gleichzeitig bewunderte ich die Konsequenz und die philosophische Schönheit, die dieser Methode innewohnte.
Wenn ich diese Lebensweise in ein System einordnen sollte, dann würde ich sie „dauerhafte Präsenz“ nennen. Man versucht dauerhaft sich all seiner Bedürfnisse bewusst zu sein, sie entsprechend zu ordnen und zu gewichten und zu entscheiden. Die dauerhafte Präsenz kann natürlich für viele Menschen unheimlich überfordert sein. Wie soll man sich beständig all seiner Bedürfnisse bewusst sein und sie dazu noch in eine Reihenfolge bringen? Meistens ist diese Aufgabe gedanklich nicht zu schaffen und man entscheidet intuitiv. Es besteht die Gefahr, dass man dann oft impulsiv entscheidet, hin und her schwankt, aus den Affekten und körperlichen Bedürfnissen heraus handelt und es nicht schafft längerfristig und ausdauernd an etwas dran zu bleiben, auch wenn ein anderer Teil von einem das will.

Den Gegenpol dazu würde ich punktuelle Präsenz nennen: In bestimmten Momenten reflektiert man grundsätzlich über die verschiedenen eigenen Bedürfnisse und Wünsche, ordnet und gewichtet sie und trifft dann für einen längeren Zeitraum die Entscheidung auf welche Art und Weise man zur Erfüllung dieser Bedürfnisse vorgeht. Dadurch muss man nicht ständig neu auf die Bedürfnisse achten, man bleibt auch mal wo dran, auch wenn man gerade mal keine Lust hat, man kann aber auch schwerer auf eventuelle Änderungen und Unvorhergesehenheiten eingehen. Die punktuelle Präsenz ist wie eine Fremdstrukturierung von einem selbst. Man strukturiert sich selbst und gibt dann diese Strukturierung an ein zweites Ich hab, das nunmehr neben einem steht und kontrolliert, ob man sich an seine eigenen Vorgaben hält.
Ich glaube, dass es auch eine Gegenreaktion auf die Überforderung war, die dazu führte, dass nach einiger Zeit Lukas, Martin und Camila, sehr stark zu diesem Pol hin tendierten. Lukas stand zum Beispiel zu einer bestimmten Zeit auf und hatte einen festen Tages- und Lernplan. Für Lukas, Martin und Camilla war es schwer, Herangehensweisen wie die von Gregor zu akzeptieren. Sie wünschten sich Partner, die sie in ihrem Wunsch nach Strukturierung unterstützen.
Ich denke inzwischen, dass es sinnvoll gewesen wäre, wenn wir mehr partnerschaftlichen Vereinbarungen getroffen hätten, wie zum Beispiel, sich jeden Tag um vier Uhr zu treffen und gemeinsam an einem oder vielleicht auch unterschiedlichen Themen zu lernen oder auch das jede Woche einer von seinen Studieninhalt erzählt. Ich glaube, dass wir dazu einerseits zu wenige waren und die Bedürfnisse und Interessen zu unterschiedlich. Selbst wenn zwei ein ähnliches Thema hatten, wollte der eine morgens lernen und der andere abends. Vor allem aber war unsere Ablehnung gegenüber solchen Strukturen am Anfang zu groß und dann haben wir es nicht mehr geschafft und uns nicht getraut uns wirklich für solche Vereinbarungen zu entschließen.

Ein Übermaß an Freiheit
Ich habe im UniExperiment erfahren, dass eine potenzielle Freiheit, eine „Freiheit von“, noch lange keine hinreichende Bedingung für eine wirklich gelebte Freiheit ist. Ich habe sogar erfahren, dass ein Zuviel an Freiheit, das Gegenteil bewirken kann.

Tagebucheintrag, April 2014:
Was ist Struktur? Strukturen nehmen einem Entscheidungen ab. Sie verringert die Anzahl der Entscheidungen, die stattdessen durch die Struktur übergehen in Gewohnheiten oder von anderen getroffen werden.
Die Gefahr von zu viel Struktur ist, dass sehr bald viele der Handlungen, die man nur aus der Struktur heraus tut, nicht mehr dem eigenen Bedürfnis entsprechen, weil es sich geändert hat. Dass also die vorher festgelegte Richtung den eigenen Wendungen und Kurven nicht gerecht wird. Entweder bleibt die Bewegung bestehen und wird zu einer leeren Gewohnheitshandlung, die keiner will oder aber der Antrieb geht irgendwann verloren und die Bewegung kommt ganz zum Stillstand.
Die Gefahr zu wenig Struktur zu haben, liegt darin, von den ständigen Entscheidungen überfordert zu sein. Nicht zu wissen, was das Richtige ist, zu Erstarren und so gar nichts mehr zu tun. Oder aber zu wenig Orientierung zu haben, sich von anderen Dingen vom Weg abbringen zu lassen und so in eine Richtung zu gehen, die nicht die eigene ist. Zu viel Freiheit, lässt also den Freiheitsimpuls zum Stillstand bringen oder ihn in eine fremde Richtung abdriften.
Die Gefahren von zu viel und zu wenig Struktur sind also die Gleichen.

Irgendwann habe ich erstaunt festgestellt, dass das Phänomen, das sich bei vielen von uns im UniExperiment beobachten ließ, starke Ähnlichkeiten hatte wie jenes, wenn ich mich an den Computer setze und ins Internet geht, um etwas ganz bestimmtes zu machen. Und mir nach zehn Minuten irgendetwas anschaue, was mich eigentlich überhaupt nicht interessiert und völlig vergessen habe, was ich eigentlich tun wollte. Es gibt im Internet einfach ein Zuviel an Möglichkeiten, ein Zuviel an Reizen, die ständig um die Aufmerksamkeit konkurrieren. Ich bin dieser Flut oft nicht gewachsen. Ich brauche eine unheimliche Konzentration, um an meinem eigenen Impuls dran zu bleiben.
Und dass ich dieses Phänomen auch außerhalb des UniExperiments in den gesellschaftlichen Entwicklungen beobachte.
Was soll ich machen, wenn ich alles machen kann? Wovon soll ich träumen, wenn jeder Traum realisierbar ist? Wie kann ich mich entscheiden, wenn die Möglichkeiten ins Endlose wachsen? Und wenn dann noch alles „Hier!“ schreit. Oder „Kauf mich!“ oder „Ich bin die Wahrheit!“. Vielleicht ist es zu laut. Wo ist die Stille, in der ich in mich hineinhorchen kann, wo der Raum, in dem ich vergessen kann, was möglich ist und erspüren kann, was ich will? Denn irgendwie habe ich das Gefühl, dass da manchmal die Reihenfolge vertauscht ist. Statt erst herauszufinden, was ich will und wenn ich es dann weiß, genau danach zu streben, wird alle Energie darauf verwendet alles zu können, alles möglich zu machen, alle Türen offen zu halten, aber keiner weiß mehr, was er will. So wie ich mich von den täglichen Notwendigkeiten, von der Hausarbeit, von den Besuchern habe ablenken lassen, weil ich mit der Freiheit überfordert war und einfach dem gefolgt bin, was auf mich zukam, so sind vielleicht auch viele Menschen von der Überzahl der Möglichkeiten überfordert und folgen dann lieber der erstbesten Ablenkung, statt die Stille und das Nichtwissen zu ertragen, bis sich von innen heraus ein Wunsch bildet. Vielleicht ist das auch ein Grund, warum die Menschen sich immer stärker an bestehende Sicherheiten klammern und sich freiwillig in starre Strukturen begeben. Um nicht gänzlich im Wirbelsturm der immer schneller werdenden Entwicklung die Orientierung zu verlieren. Ich glaube, man muss innerlich ziemlich gefestigt sein und einen ziemlich starken eigenen inneren Impuls haben, um ohne verbogen zu werden, lange Zeit in diesen tosenden Sturm der Möglichkeiten zu bleiben.

Als Albert Schweitzer 1952 zur Entgegennahme des Friedensnobelpreises nach Oslo kam, forderte er die ganze Welt auf: »Wagen wir die Dinge zu sehen wie sie sind. Es hat sich ereignet, dass der

Mensch ein Übermensch geworden ist... Er bringt die übermenschliche Vernünftigkeit, die dem Besitz übermenschlicher Macht entsprechen sollte, nicht auf . . . Damit wird nun vollends offenbar, was man sich vorher nicht recht eingestehen wollte, daß der Übermensch mit dem Zunehmen seiner Macht zugleich immer mehr zum armseligen Menschen wird [...] Was uns aber eigentlich zu Bewusstsein kommen sollte und schon lange vorher hätte kommen sollen, ist dies, dass wir als Übermenschen Unmenschen geworden sind. (Zitiert aus Erich Fromm, Haben oder Sein)

Ein weiteres Beispiel, in dem deutlich zu sehen, wie sich diese Überforderung auswirkt, ist die Langzeit-Foto- und Interviewreihe „Spuren der Macht" mit Menschen, die viel Macht hatten. Auf den Fotos und durch die Interviews ist deutlich zu sehen, wie Macht Menschen verändert. Was passiert, wenn Menschen zu viele Möglichkeiten besitzen? Wenn ihre innere Freiheit, ihre innere Stärke der äußeren Freiheit, der potentiellen Freiheit, den Verlockungen und Versuchungen nicht gewachsen ist. Wenn ihre inneren Impulse und Wünsche in diesem Sturm verbogen werden. Wenn Menschen sich selbst untreu werden, ihren Kern, ihr Wesen verlieren.

Leistungsfreiheit – UniExperiment als Maximierung des Turbokapitalismus

Und vielleicht sind auch viele meiner Projekte, meine Weltrettungsimpulse nur vorschnelle Reaktionen und Affekte auf die ständig einschlagenden Katastrophenmeldungen unseres modernen Kommunikationssystems. Vielleicht unterstütze ich das, wogegen ich eigentlich kämpfe, zerstöre, das, was mir wichtig ist, wenn ich das Feuer der Ungerechtigkeit, mit einem Gegenfeuer der hektischen Projekte bekämpfe. Weil ich zwar oberflächlich etwas anderes will, aber auf einer tieferen Ebene immer noch die gleichen Elemente benutze. Vielleicht sollte ich viel eher Wasser sein. Vielleicht kann wirkliche Veränderung auch nur von einer wirklich anderen Haltung ausgehen. Eine Haltung, die im tiefsten Wesen anders ist, als das Wesen der heutigen Zeit. Und es ist gerade diese Unruhe, diese beständige Hektik und Oberflächlichkeit, die im Besonderen unsere heutige Zeit kennzeichnet.

Ob auch das UniExperiment nicht auf einer tieferen Ebene nur eine Fortführung oder sogar Maximierung des Systems darstellt, welches wir überwinden wollten, habe ich mich gefragt, als ich folgenden Abschnitt aus dem Buch „Müdigkeitsgesellschaft" von dem Berliner Philosophen Byung-Chul Han gelesen habe:
„Die Gesellschaft des 21. Jahrhunderts ist nicht mehr die Disziplinargesellschaft, sondern eine Leistungsgesellschaft. Auch ihre Bewohner heißen nicht mehr Gehorsamssubjekt, sondern Leistungssubjekt. Sie sind Unternehmer ihrer selbst. Archaisch wirken inzwischen jene Mauern der Disziplinaranstalten.
An die Stelle von Verbot, Gebot oder Gesetz treten Projekt, Initiative und Motivation.
Die Disziplinargesellschaft erzeugt Verrückte und Verbrecher. Die Leistungsgesellschaft bringt dagegen Depressive und Versager hervor.
Die Positivität des Könnens ist viel effizienter als die Negativität des Sollens.
Das Leistungssubjekt ist schneller und produktiver als das Gehorsamssubjekt. Das Können macht das Sollen jedoch nicht rückgängig. Das Leistungssubjekt bleibt diszipliniert. Das Können steigert das Produktivitätsniveau, das durch die Disziplinartechnik, den Imperativ des Sollens, erzielt worden ist.
Das Leistungssubjekt ist frei von äußerer Herrschaftsinstanz, die es zur Arbeit zwingen oder gar ausbeuten würde. Es ist Herr und Souverän seiner selbst. So ist es niemandem bzw. nur sich selbst unterworfen. Darin unterscheidet es sich vom Gehorsamssbujekt. Der Wegfall der Herrschaftsinstanz führt nicht zur Freiheit. Er lässt vielmehr Freiheit und Zwang zusammenfallen. So überlässt sich das Leistungssubjekt der zwingenden Freiheit oder dem freien Zwang zur Maximierung der Leistung. Der Exzess der Arbeit und Leistung verschärft sich zu einer Selbstausbeutung. Diese ist effizienter als die Fremdausbeutung, denn sie geht mit dem Gefühl der Freiheit einher. Der Ausbeutende ist gleichzeitig der Ausgebeutete.
(Byung-Chul Han, Müdigkeitsgesellschaft, Berlin, 2010, S.19 ff.)

Wir sind im UniExperiment alle zu Unternehmern unserer Selbst geworden. Wir haben uns hineingeworfen in diese Eigenverantwortlichkeit, in der nur wir selbst für unser Scheitern oder Gelingen verantwortlich waren. Und standen völlig unter Strom. Da spürte die ständige Sorge, dass es nicht genug ist, was ich tue. Dass ich mehr leisten muss. Dass ich jetzt so richtig effizient und individuell das Wissen in mich hineinzustopfen kann, um mich dann perfekt ausgebildet in irgendeine Tätigkeit zu stürzten und in all dieser Hektik alles Wesentliche zu vergessen. Diese Gefahr nur noch aus diesem Angstgefühl und dem verinnerlichten Leistungsdruck heraus zu handeln, bestand zumindest.

Alia meine einmal halb spaßhaft, in einem Streit über Leistung und Frühstückszeiten: „Das Revolutionärste, was wir tun können, ist lange zu frühstücken". Und dadurch inspiriert schrieb ich kurze Zeit später auf: „Viel Leisten ist kein Kunststück. Viel Leisten tun alle. Langsam sein ist die Kunst. Wenn man uns vorwirft, das wir zu wenig leisten, dann ist das ein Kompliment."
Auch wenn das vielleicht ein bisschen übertrieben formuliert ist, hat mich Alias Satz an etwas Wesentliches erinnert: Eine Leistungsgesellschaft lässt sich nicht dadurch überwinden, dass wir viel leisten. Und dass wir die Werte, die uns wichtig sind, wie Ruhe, Beständigkeit und auch Freude, nicht auf das Ziel verschieben sollten, sondern, dass es wichtig ist, sie schon auf dem Weg dahin zu leben.

Was habe ich aus all diesen Erfahrungen gelernt?
Hier kommen jetzt nochmal ein paar Stichpunkte dazu, wie ich in Zukunft mit Strukturen umgehen will:

- Ich möchte mit so viel Struktur leben, wie ich brauche, um Handlungs- und Lernfähig zu sein. Und mit so wenig wie möglich, um möglichst individuell und situationsbezogen reagieren zu können.
- Ich möchte Strukturen versuchen so anzulegen, dass sie sich selbst unnötig machen und immer weniger werden.
- Ich kann auch einen Teil meines Weges von anderen strukturieren und bestimmen lassen, solange es bewusst und freiwillig geschieht und ich währenddessen weiterhin klar weiß, was ich will. Dafür ist Vertrauen nötig und Klarheit über die eigenen Wünsche.
- Es hilft mir immer wieder zu reflektieren. Zwei Schritte nach vorn und dann einen zurück. Dass ich mir Raum nehme, um von weiter weg drauf zu schauen. Dass ich Stille suche und mich innerlich orientiere und besinne.
- Ich möchte mich auch immer wieder von anderen reflektieren und spiegeln lassen. Die Eigenwahrnehmung und die Fremdwahrnehmung abgleichen, damit ich mich realistisch verordnen kann.
- Es ist sinnvoll sich Zeit zu nehmen zu sichten, was alles möglich ist. Erst wenn ich mal ein bisschen in die Extreme reingeschnuppert habe, kann ich erahnen, welche Palette der Möglichkeiten dazwischen liegt und wie viele verschiedene Wege es gibt.
- Ich möchte bewusst mit der eigenen Blase umgehen. Ich will regelmäßig aus der eigenen Komfortzone rausgehen und mir auch Feedback von außerhalb holen. Oder andere fragen, was sie mir beibringen wollen.
- Ich möchte aktiv Hilfe anbieten. Es reicht nicht Hilfe bereit zu halten. Man muss sie aktiv immer wieder anbieten. Das ist wie beim aktiven Zuhören. Da kann man auch mal nachfragen. Auf die versteckten Hilferufe achten. Ich möchte den Raum schaffen, wo die Frage nach Hilfe ausgesprochen werden kann.
- Alle Regeln sind Hilfsregeln. Sie sind da, um zu helfen. Wenn sie gerade nicht helfen, sollte man sich nicht an sie halten.
- Statt in einem System zu leben, wo Menschen anderen Menschen etwas vorschreiben,

wünsche ich mir eine Kultur der liebevollen Ehrlichkeit. Es ist ein kleiner, aber feiner Unterschied, ob ich jemandem einfach vorschreibe, was er zu tun hat, oder ihm erkläre, warum ich ihm das gerne Vorscheiben würde und die Entscheidung ihm überlasse. Ich glaube nicht daran, dass mein Gegenüber immer weiß, was das Beste für ihn ist, aber ich glaube daran, dass er letztendlich entscheidet, was er tut. Auch wenn ich ihn mit Regeln oder Einschüchterungen vielleicht kurzfristig dazu bringen kann etwas zu tun. Wirklich nachhaltig und angemessen wird eine Handlung erst, wenn die Person die Gründe dafür erkennt und aus sich heraus handelt. Ich glaube, dass ich bei jeder Regel, die ich sinnvoll finde, auch erklären kann warum ich sie sinnvoll finde. Ob sich das darauf bezieht, dass ich jede Woche eine Reflexionsrunde will oder dass ich nicht will, dass Kinder alleine mit dem Fahrradbus fahren oder ob jemand will, dass seine Schüler Bruchgleichungen verstehen oder Faust lesen. Und wenn ich nicht erklären kann, warum ich etwas für sinnvoll halte, dann ist dass eher ein Zeichen dafür, dass es nicht sinnvoll ist. Ich versuche auch selber nach dem Grundsatz zu leben, keine Regeln zu befolgen, deren Grund ich nicht verstehe. In einer solchen Kultur gibt es dann statt Strafen Feedback und aus Regeln werden Vereinbarungen. Ich wünsche mir eine klare, echte, direkte Ehrlichkeit, die nicht verschönert oder Drumherum redet, sondern die Dinge beim Namen nennt. Und die gleichzeitig nicht brutal oder verletzend ist, sondern liebevoll und achtsam.

- Weil das Bedürfnis nach Sicherheit bei allen unterschiedlich ist, sollten die Strukturen möglichst kleinteilig und nicht an andere Bedingungen geknüpft sein. Es braucht keine großen Gesamtpakete, sondern vielfältige, individuelle Möglichkeiten. Die Strukturen wirklich auf die individuellen Bedürfnisse eines Menschen anzupassen, können letztendlich auch nur Menschen leisten. Statt großer, anonymer Systeme, wie die aktuellen Studiengänge wünsche ich mir darum mehr Strukturen, die auf partnerschaftlichen Vereinbarungen und auf persönlichen Lehrer-Schüler Beziehungen beruhen. Ich wünsche mir Strukturen, die auf menschlichen Beziehungen beruhen, denn nur solche, können auch den menschlichen Wegen gerecht werden.
- Ich wünsche mir, dass hinter jeder Struktur ein oder mehrere Menschen stehen, die für diese Struktur einstehen. An die ich mich wenden kann, wenn die Struktur für mich nicht passt.
- Ich möchte lernen Strukturen nie über die Menschen zu stellen. Ein Schulleiter in Schwäbisch Hall hat einmal gesagt, dass wenn ein Schüler zu ihm kommt, mit einem tiefen Impuls, dann würde er niemals mit irgendwelchen Regeln im Weg stehen, sondern schauen, wie sich der Impuls verwirklich lässt. Diese Haltung möchte ich gerne verinnerlichen.
- Ich möchte neue Menschen in der Gruppe, die die ganze entstandene Kultur noch nicht kennen, geduldig und liebevoll begleiten. Ich habe erfahren, dass das sehr anstrengend ist, immer wieder von Null anzufangen und alles zu wiederholen. Z.B: „Es ist ok, wenn in der Runde auch mal geschwiegen wird, versuche die Stille auszuhalten. Stelle deine Bedürfnisse ehrlich in den Raum, ohne sie gleich in ihrer Formulierung an die schon ausgesprochenen Bedürfnisse anzupassen, denn erst wenn alle Bedürfnisse im Raum stehen schauen wir, wie wir sie vereinbaren können.“ Und die vielen, vielen weiteren Rituale und Gewohnheiten zu vermitteln, die eine Gruppe mit der Zeit findet. Wenn ich diesen Prozess ignoriert oder versucht habe zu überspringen, dann wurde die Person einfach abgehängt. Ich will sehen, dass dieser Weg nicht nur ein Umweg für mich ist, sondern auch eine Abkürzung für die Neuen darstellt. Darum will ich mir die Zeit dafür nehmen neue Personen in einer Gruppe zu integrieren.

Anwesenheit und Flucht vor Verbindlichkeiten

Ich nahm mir im Januar 2014 also nicht den Raum, als die Anfangszeit und auch die Anfangsenergie langsam ausgeklungen war, mich bewusst zu fragen, wofür ich meine Zeit eigentlich nutzen will und was mir eigentlich wichtig ist. Stattdessen ließ ich mich eher von den täglichen Anforderungen treiben und stürzte mich in den Trubel mit Hausputz, Foodsharing,

Kochen, Orgakram und Gästen. In mir machte sich eine dumpfe Unzufriedenheit breit, weil ich irgendwo spürte, dass diese Tätigkeiten nicht das waren, was ich eigentlich tun wollte.

Als ich eines Abends besonders unruhig und rastlos war, ging ich zu Michi und meinte, dass sich etwas ändern müsse. An diesem Abend kamen wir auf die Idee, den ganzen Februar wandern zu gehen. Das fühlte sich in diesem Moment sehr gut an. Wir waren völlig begeistert und spannen einen Haufen Ideen. Erst Monate später bemerkte ich, dass dieses „Laufen gehen“, auch wenn es für mich eine Lösung bedeute, auch ein Weglaufen vor den Problemen war. Für die anderen und für das UniExperiment blieben die Probleme bestehen.
Für mich war der Februar ein toller Monat, wir wanderten von Stuttgart in einem Bogen über den Alpenrand nach München. Wir besuchten Schulen und den Landesschülerkonkress in Ulm, sammelten Wünsche von Schüler, erzählten von Funkenflug, beschäftigten uns mit Schulkritik, machten Straßenmusik und uns ging es prima. Erst später bemerkte ich, wie wichtig es vielleicht gewesen wäre im UniExperiment zu sein. Es wäre die Zeit gewesen zu bemerkten, das die Anfangsenergie weg ist und das es nun darum gegangen wäre, auf einer neuen Ebene Kontinuität zu entwickeln. Aber ich war nicht da. Ich habe nicht gewusst oder darüber nachgedacht, dass es für das UniExperiment wichtig und notwendig sein könnte, dass die Teilnehmer auch meistens anwesend sind. Ich dachte ich könnte im Rahmen des Uniexperiments unterwegs sein und es einfach mit mir herum tragen. Doch für eine solche Form hatte das UniExperiment noch längst nicht genügend Substanz. Als ich dann selber länger da war und andere unterwegs waren, merkte ich, dass jeder der weg war, fehlte. Wie sollte sich denn Kontinuität entwickeln, wenn immer andere Leute da waren? Wie sollten sich in einem solchen Chaos Strukturen und Rituale entwickeln? Wie sollte das Vertrauen entstehen, in dem Probleme ausgesprochen und angegangen werden können?
Was, wenn ich das Projekt weiter entwickeln wollte, eine Erkenntnis mitteilen, eine Frage an die Gruppe stellen wollte, aber die Leute einfach nicht da waren und nicht zusammen kamen. Ich fand nicht den Mut und die Kraft zu allen Leuten einzeln nacheinander zu gehen und mich jedes Mal neu zu überwinden von meinen Wünschen oder Ideen zu erzählen. Ich habe lieber auf einen Moment gewartet, an dem alle zusammen kommen, aber dieser Moment kam oft nicht, bis es schon längst zu spät war. Für mich war deswegen auch das gemeinsame Abendessen besonders wichtig. Dass ich wenigstens einmal am Tag alle, die da sind, sehe und die Chance habe etwas los zu werden. Gesagt habe ich das allerdings nicht. Es war unheimlich schwer einen Termin zu finden, wenn wir mal alle zusammen kommen wollten. Da hat mich jedes mal unheimlich wütend gemacht und meine Laune in den Keller gezogen. Ich glaube es wäre sehr wichtig gewesen, mich öfters zu überwinden und aktiv auf Leute zuzugehen und ihnen von dem, was mich bewegt zu erzählen oder dafür zu sorgen, das öfters ein Raum geschaffen wird, in dem sich jeder mitteilt und man von den anderen erfährt.

Diese Problematik war uns allen nicht so wirklich bewusst. Alle, außer Max, waren ziemlich viel unterwegs. Uns allen war das UniExperiment wirklich wichtig, aber wir verstanden nicht, was für Auswirkungen unsere Reisen auf das Projekt hatten. Wenn wir das früher gewusst hätten, wären wir, denke ich, ganz anders damit umgegangen.
Es waren einfach zwei widersprüchliche Bedürfnisse: Einerseits wollten wir einen festen Ort, ein Zentrum, ein „Auge des Sturms“, wie Cornelius zu sagen pflegte, an dem sich das Geschehen konzentrierte, ein Zuhause, zu dem wir jederzeit heimkehren konnten und anderseits war fast keiner bereit diesen Ort zu halten, denn wir alle hatten auch den Drang in die Welt hinaus zu gehen, noch zu jenem Treffen, jener Konferenz oder diesem Seminar zu fahren.
Natürlich wäre es auch möglich gewesen ein UniExperiment ohne einen festen Ort oder mit sehr wenig Anwesenheit zu schaffen, nur mit regelmäßigen Treffen und inhaltlichem Austausch. Aber wir wollten bewusst diesen gemeinsamen Ort, dieses Zentrum schaffen. Nur haben wir, als wir uns diese Vision ausmalten, nicht gewusst, was für einen solchen Ort notwendig ist.

Selbstkenntnis: Wer bin ich und was will ich?

Als ich dann im März nach Stuttgart zurückkehrte, waren auch die Probleme wieder da. Ich wusste im Prinzip nicht, was ich eigentlich wirklich tun wollte und vor allem auch nicht, wie ich es hätte angehen sollen. Ich hatte kaum Erfahrung in Selbstorganisation oder im Umgang mit mir selbst. Ich wusste überhaupt ziemlich wenig über mich. Ich konnte schwer abschätzen wo meine Talente und Fähigkeiten liegen und was sie wert sind, bzw. welche wo und wozu gebraucht werden.

Ich wusste auch kaum wo es mich eigentlich hinzieht, wo meine ureigene Richtung ist. Mit dem UniExperiment setzte eine Zeit der Befreiung von alten Vorstellungen und fremden Erwartungen ein und eine Neuorientierung und Findung dessen, was ich glaube zu sein und zu werden.
Das zieht sich von der Haltung bis zu den konkreten Studienthemen. Am Anfang dachte ich, ich weiß klar, mit was ich mich beschäftigen will, aber als ich dann wirklich die Freiheit hatte, sah das auf einmal ganz anders aus und ich glaube, dass das fast allen so gegangen ist. Will ich mich wirklich mit Philosophie beschäftigen? Will ich nicht etwas ganz anderes? Erst mal weg von diesen Theorien. Erstmal was tun. Erstmal Leben. Spüren, was das überhaupt ist. Auf einmal habe ich mich selbst und meine Bedürfnisse und Wünsche noch mal ganz neu und viel tiefer gehender hinterfragt. Ist all das wirklich, was ich will? Ich glaube, dass das wahrscheinlich den meisten Menschen so gehen wird, die sich zum ersten Mal einen bewussten Raum geben, um zu tun, was sie wirklich wollen.
Ich weiß auch, dass ich mich sehr lange von der Vorstellung verabschieden musste, dass ich nicht Mathematik studieren will. Einfach, weil man mir das oft gesagt hatte: „Emil studiert mal Mathematik.“ Inzwischen kommt mir die Vorstellung Mathematik zu studieren ziemlich absurd vor. Ich habe da vielleicht eine Begabung, aber Begabungen sind trotzdem nur Mittel, um zu erreichen, was man will und ein Mathematik-Studium wäre wahrscheinlich nicht besonders hilfreich, für das, was ich will. Noch schwieriger war die Verabschiedung davon, dass ich überhaupt kein staatliches Studium machen würde. Erst jetzt nach fast zwei Jahren, fühle ich mich damit gut und bedauere es nicht doch auf irgendeine Art und Weise oder fühle mich minderwertig. Nur in machen Gesprächen, vor allem in der Familie, bemerke ich noch, dass ich mich doch manchmal schlecht fühle oder das ich das Gefühl habe mich irgendwie dafür rechtfertigen zu müssen, dass ich nicht studiere.

Mir fielen viele Punkte auf, die ich vorher nie hinterfragt hatte. Wie viel ich als selbstverständlich hingenommen hatte und wie oft ich geglaubt hatte, aus freien Stücken zu handeln und mir gleichzeitig über all die fremden Einflüsse überhaupt nicht bewusst war. Ich hatte zum Beispiel nie darüber reflektiert, ob ich nach der Schule wirklich ins Ausland gehen wollte. Es war für mich einfach selbstverständlich. Wie viel davon war Erwartungserfüllung gegenüber meiner Eltern? Wie viel Nachahmung von meinem Bruder? Wie viel Bewunderung und Anerkennung von Freunden wollte ich? Wie viel musste ich mir selbst beweisen? Hatte ich wirklich das Bedürfnis etwas ganz neues auszuprobieren und alles hinter mir zu lassen? Musste ich dafür soweit weg? Ich weiß gar nicht, ob ich die Fragen so oder so beantwortet hätte und das ist auch nicht so wichtig. Wichtig ist, dass ich sie mir einfach nicht gestellt habe. Heute weiß ich zum Beispiel, dass ein Teil von mir UniExperiment auch als Abgrenzungsprozess von meinen Eltern wollte. Aber ich finde dieses Bedürfnis einerseits eine Zeit lang ok und anderseits weiß ich, dass ich auch ohne dieses Bedürfnis dabei gewesen wäre. Es geht mir also nicht darum, Bedürfnisse pauschal in falsch oder richtig zu kategorisieren, sondern sie mir bewusst zu machen, zu wissen, warum ich etwas tue und zu prüfen, ob es wirklich mein Weg ist.
Ich würde nicht sagen, dass es mir seit Beginn des Uniexperiments immer viel besser ging und ich seit dem viel besser gelaunt bin. Aber es ist so, dass es jetzt mein Weg ist. Dass mein Tun auf einer viel tieferen Ebene, überhaupt erst einmal einen Sinn und einen Wert bekommen hat.
Ich frage mich, was ich jetzt noch alles unbewusst tue oder unterlasse, bei dem mir später einmal auffallen wird, dass ich mir in meinen Entscheidungen überhaupt nicht bewusst bin.

Finanzierung - Über den Umgang mit Geld

Ich komme aus einer wohlsituierten Familie, war immer sehr sparsam und habe nie vorher für meinen Lebensunterhalt gearbeitet. Ich hatte keine Erfahrung damit und wusste nicht wie viel Arbeit nötig ist, um seinen Lebensunterhalt zu bestreiten. In der ersten Zeit wurde ich noch von meinen Eltern unterstützt. Damit habe ich mich aber ziemlich unwohl gefühlt und sie irgendwann gebeten mir kein Geld mehr zu überweisen. Dann habe ich von erspartem Geld gelebt und immer wieder kleinere Jobs gemacht. Ich wollte unbedingt die Erfahrung machen, was es heißt sich selbst zu tragen. Lustiger weise haben wir festgestellt, dass genau die, die aus geschützten, privilegierten, wohlsituierten Familien kommen, ein Problem damit hatten ihr Studium durch Spenden, Fördergelder oder durch Geld von ihren Eltern zu bestreiten, während die, die immer wenig Geld hatten und sich schon oft selber finanziert hatten, überhaupt kein Problem mit so etwas hatten. Darum würde ich heute jedem empfehlen einfach eine Zeit lang die Erfahrung zu machen, was es heißt sich selber zu tragen. Wenn man das erfahren hat, kann man danach selber entscheiden, ob man das, was man macht für so wertvoll hält, dass man es von anderen finanzieren lässt oder ob man sich selber tragen will.
Die meisten der Studenten kamen aus privilegierten Situationen. Trotzdem war das UniExperiment auch für andere möglich. Wir bemühten uns mit Foodsharing und ähnlichem die Kosten für den Lebensunterhalt möglichst niedrig zu halten und die Miete verteilten wir solidarisch, je nach Können und Wollen der einzelnen. So waren die Kosten für ein Studium im UniExperiment tatsächlich sehr niedrig. Ich zahlte 200€ Miete plus ca. 40€ Essengeld im Monat. Ich habe außerdem festgestellt, dass es bei der Entscheidung, ob sich jemand traut beim UniExperiment mitzumachen, viel weniger darauf ankommt, dass er aus einer wohlsituierten, abgesicherten Familie kommt, sondern vielmehr ob er das Gefühl hat, dass Geld kein Problem ist und das eigene Wertgefühl nicht am Geld hängt. Wer mit diesem Gefühl der Unabhängigkeit lebt, der hat kein Problem damit, sparsam zu leben, Containern zu gehen oder Foodsharing zu machen, ohne sich schlecht zu fühlen und kreative Wege zu finden, um sich zu finanzieren.

Tragen und getragen werden: Wie weit reichen unsere Arme?

Ins UniExperiment kamen auch Menschen, die aus meiner Sicht, das UniExperiment weniger mittrugen, sondern eher getragen werden mussten. Die auch weniger wegen der Idee einer freien Universität da waren, sondern eher wegen dem Umfeld, da sie es in der sonstigen Welt schwer hatten einen Platz zu finden und im UniExperiment einen Raum fanden, in dem sie mit ihren Eigenarten akzeptiert wurden und sein durften.
Wie ist mit solchen Menschen umzugehen. Ich hatte die Philosophie das wir „konsequent gut“ sein müssten und alle Menschen mit offenen Armen empfangen sollten. „Jeder, der sich als Teil des UniExperiments versteht, ist Teil des UniExperiment“ war einer dieser charakteristischen Sätze, die zu Beginn auch auf der Internetseite zu lesen waren.
Gleichzeitig beschlich mich bei manchen Menschen, die Teil des UniExperiments werden wollten, eine starke Abneigung. „Was will der denn hier? Der soll doch erstmal mit sich selber klar kommen!“, dachte ich leise und war gleichzeitig erschrocken über diese Gedanken, weil sie im Widerspruch zu meinen Idealen standen. In mir tauchten Bilder auf, wie das UniExperiment zu einem abgeranztes Haus würde, voll mit Leuten, die sich um sich selber drehen und ich erinnerte mich an den Roman von Brecht „ Der gute Mensch von Sezuan“ aus dem ich den Satz kannte: „Zu viele Hände greifen nach dem rettenden Boot“.
Die Erfahrung lehrte mich dann. Einige haben in sehr kurzer Zeit eine sehr große Entwicklung durch gemacht und wurden zu einer tragenden Säule des Projekts, was ich am Anfang nie vermutet hätte. Vielleicht habe ich auch nur einen Blick auf die Personen gewonnen. Auf jeden Fall hat mich diese Erfahrung sehr ermutigt den Menschen eine Chance zu geben, an ihr Potential zu glauben und genauer hinzusehen.
Mit anderen waren wir eigentlich die ganze Zeit überfordert. So auch mit unserem blindem Mitbewohner Johannes. Er war zu uns gekommen, weil er ein Musikjahr an der freien Hochschule in Stuttgart machen wollte, einen Wohnort brauchte und Martin und Camilla aus dem Jugendseminar kannte. Ihm fiel es sehr schwer, eigenständig Dinge zu tun und seinen Alltag zu

strukturieren. Wir haben Johannes kaum die Möglichkeit gegeben, Eigenständigkeit zu entwickeln. Wir haben zwar immer wieder halbherzige Versuche unternommen unser Verhalten auf ihn abzustimmen, wie zum Beispiel, alle Dinge immer wieder an die gleiche Stelle zurück zu stellen, doch dann unsere Abmachungen selbst nicht eingehalten. Wir hatten zwar hohe Ideale und Ansprüche, aber wir waren überhaupt nicht bereit, das zu leisten, was dafür notwendig gewesen wäre. Wir alle, Johannes eingeschlossen, waren die ganze Zeit über hoffnungslos mit ihm überfordert. Ich konnte geradezu spüren, wie sogar unsere Gedanken sich um Johannes herumdrückten, wegsahen oder die Augen zukniffen. Ehrlich gesagt, glaube ich haben wir uns nicht ein einziges Mal getraut offen auszusprechen, wie überfordert wir wirklich sind und das wir überhaupt keinen wirklichen Ansatz haben, wie eine einigermaßen erträgliche Situation zu schaffen wäre. Ich war überzeugt, dass wir das alleine, ohne fremde Hilfe hinbekommen müssten.
Irgendwann stellten wir fest, dass wir unsere Ideale nicht höher stecken sollten, als so, wie wir sie wirklich erreichen können. Und dass wir deswegen auch mal „Nein“ sagen können: „Ich würde gerne, aber ich kann nicht“. Das Konflikte zwischen den Idealen und dem was eben real da ist, existieren dürfen.
Dass wir auch bei unserem Ideal offen für alle zu sein aufpassen müssen. Dass wir nicht beliebig viele Menschen in Herz schließen können. „Wie weit reichen deine Arme?“ fragte uns irgendwann Peter, „nur so viele Menschen kannst du umarmen.“
Das UniExperiment war meiner Meinung nach nicht der richtige Ort für Johannes und wir hätten ihm das von Anfang an klar sagen sollen. Nach einem Jahr entschied er selbst, dass es Zeit für ihn sei das UniExperiment zu verlassen.

Scheitern und Gescheiter werden

Studieren

Ich bin am Studieren gescheitert, weil ich einfach nichts studiert habe. Ich habe es bis heute nicht geschafft mich mal über einen Zeitraum wirklich mit einem Thema auseinander zu setzen. Ich habe mir kein einziges Thema vorgenommen, mir überlegt, wie ich es systematisch angehen könnte, mir einen Überblick verschafft, das Thema vorsortiert und dann strukturiert, die Punkte abgearbeitet. Ich habe es noch immer nicht gelernt mich selbst zu strukturieren und eine Form zu finden, mit der ich wirklich lernen kann und das Gefühl habe, wenigstens im Ansatz das zu leisten, was ich leisten könnte. Ich hoffe das jetzt mit der Wanderuni zu schaffen.
Wir sind ganz konkret daran gescheitert uns über unsere Themen auszutauschen. Ich habe keine Ahnung, ob die anderen genauso wenig studiert haben wir ich oder ob sie es nur nicht gezeigt haben, denn ich habe nichts von ihnen erfahren. Nur von Diemut weiß ich, dass sie ziemlich konsequent ihr selbstorganisiertes Heilpflanzen-Studium durchgezogen hat und sie hat ihre Studieninhalte auch regelmäßig präsentiert und von ihrem Lernfortschritt berichtet. Wir haben es fast nie geschafft die Dinge wirklich fertig zu machen, sie auf den Boden zu holen und ein Produkt oder irgendetwas Fertiges, Abgeschlossenes, Rundes daraus zu machen.

Gemeinschaft

Wir sind auch daran gescheitert eine wirkliche Gemeinschaft aufzubauen. Wir haben vielleicht auch nie offen genau darüber geredet, ob wir das eigentlich wollen. Es gab immer wieder ein gutes Gemeinschaftsgefühl, aber nie über längere Zeit. Das Gemeinschaftsgefühl ist mit der Zeit immer weniger geworden. Wir waren letztendlich doch eher ziemlich vereinzelt. Ich habe dabei gelernt, dass Gemeinschaft und Freundschaft tatsächlich zwei ganz verschiedene Dinge sind und dass es auch zwei verschiedene Bedürfnisse sind. Ich kann mich in einer Gemeinschaft geborgen fühlen, ohne mit einem einzigen davon befreundet zu sein und ich kann eine Menge Freunde haben, ohne in einer Gemeinschaft zu sein. Wirklich gut ist es, glaube ich, nur, wenn jeder in der Gemeinschaft auch einen oder zwei Freunde aus der Gemeinschaft hat.

Freie Uni
Wir sind auch ganz konkret daran gescheitert eine freie Uni in Stuttgart zu entwickeln. Ich hätte mir gewünscht, dass wir mehr Kontakte zu bestehenden Professoren, Dozenten und Unis aufbauen. Die uns dann evtl. unterstützen und begleiten. Ich hätte mir auch gewünscht, dass wir irgendwie darauf hinarbeiten, dass wir einen richtigen Studentenstatus bekommen, weil ich glaube, dass das Problem mit Kindergeld und Krankenkasse für viele ein großes Hindernis ist. Außerdem hätte ich mir gewünscht, dass wir früher das tun, was wir jetzt tun, nämlich reflektieren und Erkenntnisse aus unseren Erfahrungen ziehen, die wir auch weiter geben können. Ich hätte mir gewünscht, dass wir uns ganz konkret eine Art Studienplan überlegen, denn man vielleicht nicht machen muss, aber an dem man sich zumindest optional orientieren kann.

Studiengang Universitätsforschung
Ich hätte mir gewünscht, dass wir von Anfang an einen Studiengang Universitätsforschung gemacht hätten. Also dass alle Interessierten sich regelmäßig und verbindlich treffen und daran arbeiten, wie den unsere Vision einer Universität aussieht.

- Was ist Universität? Welche Konzepten und Ideen zur Universität es gibt? Welche Rolle nimmt die Universität in der heutigen Gesellschaft ein? Welche Rolle könnte sie einnehmen? Welche Ziele verfolgt die Universität? Welche Vision einer Universität haben wir?
- Was ist unsere Kritik an den heutigen Universitäten? Wo bietet sie uns persönlich nicht die nötigen Möglichkeiten und Unterstützung? Wo sehen wir allgemein Verbesserungsbedarf? Wo sind wir uns unsicher?
  Was ist Wissenschaft? Was ist Studium? Was ist Bildung? Welche Struktur und Kultur braucht es, um Erkenntnis, Bildung und Weltgestaltung zu verwirklichen? Wie sollten diese Bereiche zusammenwirken?
- Wie können wir einen positiven Wandel in den Universitäten fördern? Wie kann das UniExperiment in die bestehenden Universitäten wirken?

Bei all diesen Fragen hätten wir mit Professoren und anderen Initiativen zusammenarbeiten und uns mit ihnen vernetzen können.

Notwendige Projektentwicklung
Noch wichtige wäre eine Gruppe gewesen, die sich regelmäßig trifft und sich damit beschäftigt, wie das UniExperiment konkret vorankommen kann. Dass es also regelmäßiges Treffen zur Projektentwicklung gibt. Diese Treffen hätten öfter als die halbjährliche Reflexion stattfinden sollen, vor allem, weil wir nach der Reflexionszeit keine Lust mehr hatten noch in die Projektentwicklung zu starten. Ich glaube wir hätten auch bewusst, die Themen angehen sollen, wie viel Struktur jeder einzelne braucht und wie wir ihn dabei unterstützen können. Ich glaube es wäre sinnvoll in diesem Rahmen ein mögliches Vorstudium zu entwickeln, dass Einsteigern erst einmal hilft, im UniExperiment zu bestehen.

Fragen und Themen, die wir in der Projektentwicklung hätten bearbeiten sollen:

- Was ist unsere Vision, was sind unsere Werte? Wo wollen wir insgesamt hin? Wir bringen wir diese Vision in eine sichtbare und doch weiterentwickelbare Form? Wo wollen wir in einem halben Jahr stehen? Was ist dafür nötig? Was können wir leisten? Was für Verpflichtungen ergeben sich daraus und wie können wir die Verpflichtungen auf Dauer minimal halten?
- Wie können wir die Projektentwicklung strukturell effektiv verankern? Wie und wie viel wollen wir uns darum kümmern?
- Wie nehmen wir Neue auf? Aufnahmebedingungen? Was erwarten wir? Was ist notwendig? Was sind die Mindestanforderungen? Was sind bewährte Strukturen? Welche behalten wir? Wo wollen wir bewusst experimentieren? Wir machen wir das, was ist, transparent? Wie werben wir um Neue?

- Initialisierungsprozess? Wie erleichtern wir das Einleben von Neuen? Was sollte ich im UniExperiment wissen? Was für Strukturen, Gewohnheiten, Besonderheiten gibt es? Was wird von mir Erwartet? Was erwarte ich (von mir/von den anderen)? Welche Kontakte und Möglichkeiten gibt es? Welche Erfahrungen können mir die anderen mitgeben?
- Wie schaffen wir es, dass alle das tun, was sie wollen? (Ich meine damit nicht, dass alle ihren Affekten und körperlichen Bedürfnissen nachgehen. Ich meine das, was ich wirklich im Innersten will. Mit Bewusstsein über all die verschiedensten körperlichen, seelischen und geistigen Bedürfnisse) Dass sie am Wesentlichen dran sind? Was gibt es für typische Hindernisse und Fallen? Wie können wir sie vorbeugen? Wie wollen und können wir uns unterstützen? Wie geht sinnvolles und effektives Studieren?
- Können wir Möglichkeiten schaffen, den Anfang zu unterstützen? Welche Fragen sind am Anfang eines Studiums wichtig? Welche Themen sind dran? Wie kann man anfangen? Welche Kontakte und welche Unterstützung können wir bieten?
- Angebote an: „Lernen lernen“, „Selbstorganisation“, „In Gemeinschaft leben“, „Gewaltfreie Kommunikation“, „Themenzentrierte Interaktion“, „Was ist Wissenschaft?“, „Wie geht wissenschaftliches Arbeiten?“
- Hilfe bei der Orientierung: Wer bin ich? Was will ich? Weiß ich schon was ich will oder will ich erst einmal Freiraum, um das herauszufinden? Wie kann ich den nutzen, ohne zu versacken? Was sind typische Gefahren beim selbstorganisierten Studium? Wie kann man sie umgehen? Was sind meine typischen Mechanismen? Wie kann ich einen optimalen Umgang damit finden? Was will ich ausprobieren? Was traue ich mir zu? Wo glaube ich, dass ich Hilfe brauchen werde? Wie schaffe ich es mir bewusst zu werden und es deutlich zu machen, wenn ich Hilfe brauche? Ist es für mich eine Orientierungszeit? Will ich alle Fehler selber machen? Oder weiß ich, was ich erreichen will und was ist dafür notwendig?
- Hilfe bei der Suche nach Themen: Was sind meine Stärken, Schwächen, Talente? Was braucht die Welt? Wo will ich hin? Woran will ich an mir arbeiten? Wie könnte das gehen? Was brauche ich dafür? Was haben andere und die Gruppe hier schon ausprobiert? Was haben sie für Methoden entwickelt? Was für Experimente kann ich hier in der Gemeinschaft ausprobieren? Was wollen wir gemeinsam ausprobieren? Transparenz der Kontakte und Möglichkeiten
- Hilfe bei der Strukturierung: Wie viel mache ich von was? Was ist mein Schwerpunkt? Wie viel Zeit brauche ich dafür? Wie nehme ich den nötigen Freiraum? Wann habe ich Freizeit? Ferien? Wann und wie reflektiere ich? Wie dokumentiere ich? Wie kann ich Reflexion und Dokumentation strukturell verankern? Welche Möglichkeiten gibt es? Welche Erfahrungen wurden damit schon gemacht? Begleitung von älteren Uniexperimentlern. Kontakt und Austausch mit bestehenden Freilernergruppen. Netzwerk von Mentoren
- Fremdreflexion: Was braucht mein Gegenüber? Woran könnte er arbeiten? Was sind seine Talente?
- Wie stärken wir die Qualität des Studiums? Wie können wir für uns prüfen und nach außen zeigen, dass das, was wir machen Substanz hat? Das wir keine Pseudo-Wissenschaft machen? Wie kann man Wissenschaft kritisieren und weiterentwickeln ohne als Pseudo-Wissenschaft abgestempelt zu werden? Was gibt es für Formen für Qualitätssicherung? Was für eine Kultur ist notwendig? Wie können wir ehrliches Feed-Back geben und bekommen? Wir können wir unser Tun außerhalb unserer Komfortzone überprüfen lassen? Wie können wir verhindern, dass wir in einer Blase leben? Wie können wir den Austausch mit allen Gesellschaftsschichten fördern? Können wir einen UniExperiment Realitätscheck machen, dem man sich freiwillig regelmäßig unterziehen kann?
- Wie soll der rechtliche Rahmen des Uniexperiments in Zukunft aussehen? Welches Ideal streben wir für Studenten an? Wie bekommen wir Studienbescheinigungen? Was gibt es für Möglichkeiten für Krankenversicherung und Kindergeld?
- Wie soll sich das UniExperiment in Zukunft finanzieren? Was soll finanziert werden? Wie

viel Geld brauchen wir dafür? Woher könnte es kommen?
- Wie können sich die Studenten den Lebensunterhalt verdienen? Was gibt es für Möglichkeiten? Arbeitsmöglichkeiten? Uniexperiment-Unternehmen? Stipendien?
- Wie gehen wir mit Besuchern um? Erstellung eines Merkblattes für Besucher.

Für all diese Fragen sollte sich wirklich ein Zeitraum genommen werden und die Fragen wirklich methodisch beantwortet und die Antwort in eine Form gebracht werden. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass z.B. die Form es schriftlich zu formulieren, mir einen ganz anderen Prozess der Auseinandersetzung auslöst, als wenn ich mir die Fragen nur mal kurz im Kopf stelle.

Was haben wir erreicht? Was war wertvoll? Worauf bin ich stolz?

- Erstmal war es wunderbar, dass wir tatsächlich einfach angefangen haben. Das wir uns einfach einen Zeitpunkt gesetzt haben und gesagt haben, dass wir an diesem Punkt einfach anfangen. Das war mutig und hat dem ganzen eine unheimliche Energie gegeben. Auch dass wir alle so konsequent waren und so viel auch dafür aufgegeben haben, hat mich unheimlich beeindruckt.
- Ich bin stolz darauf, dass wir das Haus renoviert und so auf Vordermann gebracht haben. Das wir gleich am Anfang gezeigt haben, das wir nicht nur ein theoretischer verkopfter Haufen sind, sondern auch ganz praktisch arbeiten können.
- Dass das Haus und der Garten nicht völlig vermüllt waren, sondern meistens einigermaßen aufgeräumt und ästhetisch waren. Dass wir zumindest den Anspruch hatten, nicht wie eine schmuddelige Kommune auszusehen.
- Dass wir einen ziemlich guten Kontakt zu den Nachbarn und der Umgebung geschaffen haben. Das wir die Nachbarschaft insgesamt belebt haben.
- Dass so viel schöne Musik durchs Haus geklungen ist. Manchmal hatte das ganze Haus, wenn das Fenster offen steht eine wirklich schöne Atmosphäre.
- Dass wir wirklich gastfreundlich waren. Dass wir so unheimlich viel Besuch hatten und einen guten Umgang mit den Gästen hatten. Das wir sie einigermaßen gut empfangen haben und sie dann einfach ihren Freiraum hatten und sich wie zu Hause fühlen durften. Dass wir nichts dafür verlangt haben.
- Dass wir Foodsharing aufgebaut haben. Dass der Großteil unseres Essens gerettet ist. Dass der Foodsharing-Verteiler ein halbes Jahr wirklich ziemlich gut funktioniert hat.
- Dass wir den Campus A aufgemischt und die Bildungsart mitgestaltet haben, die wirklich ziemlich cool war, auch wenn ich persönlich nicht viel dazu beigetragen habe.
- Dass wir den Dienstag-Abend ins Leben gerufen haben. Dass es wirklich jeden Dienstagabend bei uns kostenloses Essen gab. Auch wenn es eigentlich zu viel war jede Woche einen öffentlichen Abend zu machen. Wir haben es nicht geschafft kontinuierlich eine gute Atmosphäre und Qualität in den Dienstag-Abend zu bringen. Inhaltlich gut vorbereitet waren wirklich nur sehr wenige. Es gab zu viele Abende, wo im Prinzip keiner Lust darauf hatte und der Abend entsprechend schleppend war. Aber dass wir es versucht und so lange durchgehalten haben, macht mich schon ziemlich stolz.
- Dass wir insgesamt ziemlich offen und ehrlich mit unseren Fehlern und Versäumnissen waren. Dass wir wirklich versucht haben es gut zu machen und nicht es gut zu reden. Dass wir doch immer wieder in Reflexionsrunden und gemeinsamen Sitzungen Probleme angegangen und oft auch eine gute Lösung gefunden haben.
- Dass wir, auch wenn nicht immer liebevoll zugehört haben, eine wirklich gute Gesprächskultur hatten. Ich habe das unglaublich genossen. Eine so ausgelassene Art zu Reden und gemeinsam zu arbeiten kannte ich vorher nicht. Wir haben eigentlich immer, auch manchmal in den eigentlich sehr verhärteten und absurdesten Situationen noch Humor ins Gespräch gebracht. Und gleichzeitig haben wir mit viel Ausdauer und Kraft versucht

produktiv zu sein. Wir haben, natürlich vor allem mit Cornelius und Michi, die verrücktesten und genialsten Wortspiele erfunden. Ich habe in der Zeit sehr viel gelacht. Wir haben uns nicht dogmatisch an irgendwelche Regeln gehalten. Wir haben die gewaltfreie Kommunikation zur gewaltigen Kommunikation weiterentwickelt, auch wenn wir natürlich noch einiges verfeinern können.

- Wir haben eine wirklich gute Entscheidungskultur entwickelt. Unsere Entscheidungsregeln waren so wunderbar unkonventionell und haben für mich gezeigt, dass sie gerade in ihrer Menschlichkeit effektiv und brauchbar sind. Wir haben nie irgendwelche anstrengenden Stunden damit verbracht darüber abzustimmen, wie wir abstimmen wollen. Irgendwann hatten wir einfach einen wunderbar kreativen und lustigen Abend, an dem wir über Entscheidungsfindung geredet haben und viele Erkenntnisse hatten, die Martin später auf einem Blatt zusammengefasst hat. Dazu gehörten zum Beispiel die Regeln, dass Entscheidungen dann gültig sind, wenn sie in guter Stimmung getroffen werden. Dass jeder prinzipiell macht, was er will und wenn er etwas im Namen vom UniExperiment macht oder etwas, was die anderen betreffen könnte, dass es dann angeraten ist, vorher mit den Betroffen zu sprechen. Dass wir Lösungen suchen wollen, denen alle zustimmen. Dass ein Gruppenprozess letztendlich niemanden binden kann und wenn jemanden gegen den Willen von anderen etwas tut, dass er dann damit rechnen sollte, dass die anderen sauer sind.
  Ich hatte das Gefühl, dass diese Regeln unheimlich gut funktioniert haben und auch wirklich effizient waren, gerade weil sie keine künstlichen Regeln waren, sondern eher Handlungsempfehlungen, Verdeutlichungen der Realität und Erinnerungen daran, was uns wichtig ist.
- Wir haben bei allen Dingen versucht beim gesunden Menschenverstand zu bleiben und nicht dogmatisch zu werden. Das war wunderbar!
- Ich bin stolz auf das „Unikat“, das abschließende Zertifikat, dass wir uns gegenseitig ausgestellt haben. Natürlich ist es nicht perfekt, doch es ist ein schönes Feedback und auch eine wichtige Dokumentation. Einen Teil meines Unikats, auf dem man auch detailliert sehen kann mit was ich mich beschäftigt und welche Projekte ich umgesetzt habe, findet sich auch auf der Internetseite (Uniexperiment.de).
- Und ich bin stolz auf den Fahrradbus und das „Universidee“-Modell.

Frühstück vor dem Schellberghaus

Bildunsgart 2013 mit Wunschzetteln der Studenten

Vorstellung des UniExperiments auf der Bildunsgart 2013

Dienstag Abend mit einem „geldfrei leben“-Vortrag von Tobi und Pia

Dienstag Abend mit Wohnzimmerkonzert

Besetzung des Foyers der Stuttgarter Uni für fünf Tage bei unserer „Uni-Visions“ Woche

Warum die EU eine zukunftsvolle Institution ist:

Im Jahr 1999 unterzeichneten 29 europäische Bildungsminister in Bologna eine Bildungsreform, die in ihrer Umsetzung eine Vereinheitlichung und Einschränkung der Studierfreiheit bewirkte und einer ganzheitlichen Bildung, als Voraussetzung für verantwortungsvolles Handeln, entgegenwirkte.

Ab Januar 2014 fördert die EU jedoch eine Initiative, die sich diesem von der EU angestoßenen Prozess wiedersetzt, ihn sogar von innen aushöhlt.

Solange eine Institution so agiert handelt sie zukunftsvoll. Denn sie fördert aktiv die eigene innere Zersetzung, wodurch Grundlage geschaffen wird, auf der Neues entstehen kann und bleibt trotzdem umschließender Gesellschaftskörper der sich entwickelnden Strukturen.

Freies UniExperiment

Jugend in Aktion

Mit der Unterstützung von Jugend in Aktion der Europäischen Union

Durch das Förderprogramm „Jungend in Aktion“ konnten wir ca. 5000€ Fördergelder bekommen. Dieser humorvolle Zettel von Martin, der irgendwann an unserer Pinnwand hing, zeigt auch unsere damalige Einstellung gegenüber Strukturen.

DIENSTAG ABEND
im Uniexperiment

Termine für 2015:

11.11.	Wohnzimmerkonzert Sascha Santoninens und Bea Bacher.
18.11.	UNIVERSIDEE Uniexperiment-Modell der idealen Universität. Vortrag der Studenten und Gesprächsrunde.
25.11.	Nachbarschaftstreffen Raus aus der Anonymität, rein in den nachbarschaftlichen Austausch. Am konkreten praktischen Beispiel des Schellberghauses.
02.12.	FAHRRADBUS Der Prototyp für 6 Personen ist fertig und steht zum Test bereit. Mehr Infos auf www.facebook.com/fahrradbus
09.12.	ALLE MEINE VÄTER Dokumentarfilm über die Suche nach Wahrheit in der eigenen Familie. Mit anschliessender Gesprächsrunde in Anwesenheit des Regisseurs Jan Raiber. Mehr Infos bei Google =)
18.12.	CUSANUS-SPIEL Mittelalterliche Philosophie von Nikolaus von Cues konzentriert in einem von ihm entwickelten, nach wie vor aktuellen Spiel.

immer um 19.00 Uhr Essen und um 20.00 Uhr Programmbeginn
Wir freuen uns über Dein Kommen!

Der Fahrradbus am Tag nach seiner Fertigstellung

Über das Arbeiten in Gruppen

Im März kamen wir alle zu unserer ersten Halbjahresreflexion zusammen. Doch die zehn Tage, die wir uns dafür genommen hatten, waren erstaunlich unproduktiv. Wir sind einige wesentliche Themen nicht angegangen und waren mit der Vielzahl der Probleme überfordert. Ich glaube, dass die meisten die persönlichen Probleme mit dem Studium herunterspielten: „Es klappt noch nicht so wie ich mir das vorgestellt habe, aber ich bin zuversichtlich und kriege das schon hin.“ Wir waren noch nicht an dem Punkt, dass wir uns wirklich gemeinsam zu neuen Experimenten oder Verbindlichkeiten entschließen wollten. Die meisten wollten noch immer eher individuell Erfahrungen sammeln und mit der Selbstorganisation experimentieren. Außerdem gab es zunehmend unterschiedliche Ansichten darüber, was Wissenschaft, Studium und damit auch das UniExperiment sei.

Wir hatten wenig Erfahrung damit, wie wir effektiv in der Gruppe arbeiten können und wie eine solche Reflektion sinnvoll abläuft. Einen Großteil der Zeit haben wir in der ganzen Gruppe zusammengesessen, was unheimlich anstrengend war. In Zukunft würde ich Einzelarbeit, Kleingruppen und Plenum viel mehr abwechseln. Dazu hätten Einzelne die Sitzungen vorbereiten und moderieren sollen und wir hätten uns mehr darum bemühen sollen, dass die Erkenntnisse festgehalten, in eine Form gebracht und auf den Boden geholt werden. So verpuffte ziemlich viel des Gesagten. Es kamen zwar einige gute Ideen und Erkenntnisse zusammen, doch hatte nach den zehn Tagen keiner mehr Lust und Kraft hier wirklich dran zu bleiben und die Projektentwicklung fortzuführen.

Zunächst war die Stimmung nach der Reflexion ziemlich gut. Wir hatten einige persönliche Konflikte geklärt, wir hatten einhellig beschlossen, das wir weitermachen wollten und auch ein ganz gutes Gefühl, dass sich das UniExperiment mit einer solchen Reflexion jedes halbe Jahr ein Stück weiter entwickeln würde. Wir hatten kleine Reflexionsgruppen von drei bis vier Personen gebildet, in denen wir unser Studium gegenseitig stärker begleiten und reflektieren wollten. Damit versuchten wir unserem Bedürfnis nachzukommen, weniger an das Haus gebunden zu sein. Diemut wollte nach Freiburg ziehen, um sich dort ihrem Kräuterstudium besser widmen zu können, ich wollte den Sommer über als Wanderstudent durch Deutschland pilgern sein und auch Alia und Jan wollten im Sommer viel unterwegs sein. Mit dieser Entscheidung verhinderten wir eine kontinuierliche Weiterentwicklung des Uniexperiments. Es hätte nach der Reflexion die Möglichkeit gebraucht, dass wir kurze Zeit später nochmal zusammenkommen und etwas sagen wie: „So, die zaghaften Änderungen seit der Reflexion haben nicht wirklich was geändert, die

meisten von uns sind überfordert und es geht ihnen nicht wirklich gut. Lasst uns gemeinsam und mit Mut zum Experiment neue Schritte gehen, Dinge ausprobieren und Verbindlichkeiten setzen. Wer ist wirklich dabei und was braucht es?“ Als wir erst nach einem halben Jahr wieder zusammenkamen, war es für einige einfach schon zu spät.

Reflexionsgruppen und Angst vor Verbindlichkeit

Die vereinbarten Reflexionsgruppen halte ich im Prinzip immer noch für eine gute Idee. Ich habe mich nur einfach nicht daran gehalten. Ich wollte mich zu diesem Zeitpunkt nicht festlegen und an irgendjemand anderen binden. Ich wollte zu dem Zeitpunkt immer noch keine Struktur, sondern meine Freiheit genießen und in den Tag hinein leben. Allerdings war ich auch unzufrieden, mit dem was ich schaffte und ich traute mich nicht, mir diesen Widerspruch wirklich bewusst zu machen. Wenn ich ganz ehrlich bin dann hatte ich wohl auch Angst davor anderen zu zeigen, was ich machte und dachte. Ich hatte Angst vor dem Feedback. Dass sie meine Texte nicht wertschätzen würden und auch überhaupt zu zeigen, wie wenig ich gemacht hatte. Oder gezeigt zu bekommen, dass ich schlampig arbeitete und die Sachen nie wirklich fertig machte. Ich hatte Angst, dass ich dann wirklich etwas leisten musste. Mich an das Wesentliche herantrauen und dabei scheitern könnte. Ich weiß nicht, ob das jetzt schlecht war oder ob zu diesem Zeitpunkt die absolute Freiheit mir noch gut getan hat. Jedenfalls hielt ich mich nicht an unsere Vereinbarung.
Ich glaube nicht, dass ich eine Reflexionsgruppen haben und etwas leisten muss. Aber ich sollte mir darüber bewusst sein, was ich will. Und entweder hätte ich bewusst sagen sollen, dass ich nichts leisten will und mir darum auch keine Strukturen auferlegen will oder ich hätte mich für die Strukturen entscheiden und mich dann auch daran halten sollen.

Das große UniExperiment im kleinen Schellberghaus: Kurzfristige Beschleunigung und langfristiger Kompromiss

Im Mai war dann auch schon der Funkenfluglauf. Das war wieder ein Weglaufen vom UniExperiment. Für mich waren die Probleme des Uniexperiments nicht mehr da. Und tatsächlich war das UniExperiment auch gefühlt schon bald sehr weit weg. Ich wusste irgendwann überhaupt nicht mehr, was ich da eigentlich noch wollte.
Das UniExperiment war für mich immer auch irgendwo ein Kompromiss gewesen. Es war nicht der Ort an dem ich mir vorstellen konnte wirklich dauerhaft etwas aufzubauen. Es war mir zu städtisch und zu eingeengt und bot zu wenige Möglichkeiten für eine freie Entwicklung.

Letztendlich war es glaube ich so, dass ich die Gemeinschaft und den festen Ort brauchte, um wirklich den Mut zu entwickeln, mich für ein freies Studium zu entscheiden. Für mein eigentliches Studium und den Weg, den ich dann gehen will, war aber das Stuttgarter Schellberghaus gar kein sinnvoller Ort. Ich würde mir viel eher mehrere Orte suchen, an denen ich wirklich meinem Studium nachgehen kann und an denen ich einige Zeit verbringe und diese Orte verbinden mit Wanderzeiten. Auch mein persönliches Leben würde ich wohl eher in einer kleineren Gemeinschaft (3-4 Leute) oder alleine verbringen. Das ist wohl ein Grundproblem des Uniexperiments. Auch für Diemut bot das Schellberghaus keine guten Möglichkeiten für ihr Heilpflanzenstudium. Und auch Martin, Lukas und Camilla fanden in der Dorfuniversität Dürnau auf der Schwäbischen Alb, wo sie im September 2014 hinzogen, einfach mehr konkrete Möglichkeiten ihr Studium zu betreiben. Im Schellberghaus gab es mit Garten und Umgebung zwar schon einige Möglichkeiten, aber letztendlich war es für viele Studienthemen kein optimaler Ort. Vielleicht kann so ein Schellberghaus immer vor allem ein Einstiegsort sein, an dem man erste Erfahrungen mit dem selbstorganisierten Studium sammeln kann und den Mut finden kann weiter zu machen und nur für Wenige eine dauerhafte Bleibe bieten. Oder aber es wären wesentlich mehr Studenten geworden, die das Netzwerk in Stuttgart ausgebaut hätten. Sodass es zu jedem Thema tatsächlich mehrere Studenten gibt, die sich gegenseitig da halten, weil sie sich gegenseitig bereichern. Dazu müsste es

in der Umgebung von Stuttgart oder auch anderswo noch Orte geben, die für andere Themen besser geeignet sind und all diese verschiedenen Studienformen (z.B. auch Wanderuni, Individual-Studium, Reise-Studium, Dürnau, Tempelhof, Mentoren, Lehrer) müssten gut vernetzt sein und zusammen einen Campus bilden.

Der Streit über Wissenschaft und Studium - Übertragungen und Ursachen des Konflikts

Nach den ersten Monaten entfaltete sich im UniExperiment ein immer heftigerer Streit über die Frage, was Wissenschaft und Studium sei. Camilla, Martin, Lukas und Diemut hatten zu der Frage „Was ist Wissenschaft“ in der Dorfuniversität Dürnau mit Rolf gearbeitet. Die Dorfuniversität Dürnau ist eine kleine Initiative, die von Rolf Reisinger, einem älteren Herrn, gegründet wurde und eingebettet ist, in die Kooperative Dürnau, einer kleinen, seit 30 Jahren bestehenden Lebensgemeinschaft auf der schwäbischen Alb. Die Dorfuniversität bietet die Möglichkeit mit der Begleitung von Rolf ein freies Studium durchzuführen. Die Meinungen über Rolf gingen im UniExperiment, von „genialer Denker“ bis „manipulativer Guru“, weit auseinander. Vor allem Camilla, Martin und Lukas fuhren nach ihrem Besuch in Dürnau eine sehr aggressive Linie, die uns anderen das Gefühl gab, dass das, was wir taten, nichts wert sei.
Wir führten heftige und lange Diskussionen über Objektivität, Quantenphysik, ob die Wirklichkeit erkennbar sei und ob es im UniExperiment um Wissenschaft oder um Erkenntnis oder um Berufsfindung oder um Leben gehe. Doch ich glaube, dass dem Konflikt letztendlich andere Ursachen zugrunde lagen. Wir konnten andere Wege nicht mehr akzeptieren, weil wir uns Unterstützung für den eigenen Weg wünschten. Es haben genau jene nach Struktur geschrien, die sich Hilfe bei der Strukturierung ihres Studiums wünschten. Jene nach Wissenschaft, die herausfinden wollten, was Wissenschaft ist. Jene nach Weltgestaltung, die sich alleine nicht zugetraut haben ihre Projekte anzugehen, jene nach Berufsfindung, die sich danach sehnten ihre Rolle in der Welt zu finden.
Das Gute ist, dass die Unzufriedenheit mit den anderen aufhört, sobald wir es selber schaffen unsere Bedürfnisse zu befriedigen. Das ist keine ausgedachte Theorie, sondern das habe ich oft an mir selber beobachten können. In dem Moment, wo ich mir auf einmal vorstellen konnte mein Studium selbst zu strukturieren, wo ich einen Weg sah und nicht mehr völlig ohne Perspektive am verzweifeln war, hatte ich auch nicht mehr das Gefühl, dass die anderen das leisten müssten und von dem Moment an konnte ich auch wieder wertschätzen was sie taten, auch wenn es mir selber nicht weiterhalf. In Zukunft werde ich versuchen nicht mehr andere in eine Rolle zu pressen, damit sie meine Bedürfnisse erfüllen. Nicht mehr zu sagen: „Aber wir müssen doch strukturiert sein und viel ernsthafter an unseren Themen arbeiten. Wir müssen doch etwas leisten.“ Sondern: „Ich schaffe es nicht mich selbst zu strukturieren und ernsthaft an etwas zu arbeiten. Ich leiste längst nicht so viel, wie ich eigentlich will. Kann mir jemand helfen? Geht es jemanden ähnlich? Können wir uns zusammen etwas überlegen?“ Und wenn da keiner ist, der mir helfen kann oder will, niemand diese Form will und ich wirklich andere brauche, dann ist es Zeit sich eine andere Gruppe, einen anderen Ort, eine andere Methode zu überlegen.

Und erst, wenn ich mit mir zufrieden bin, mit dem was ich tue, wenn ich da eine Gelassenheit entwickelt habe, erst dann bin ich überhaupt in der Lage auf andere zuzugehen und ihnen irgendwie Vorschläge zu machen, was sie tun könnten. Erst dann bin ich in der Lage zu helfen. Das habe ich nicht erfahren, dass ist eine Theorie, aber vielleicht stimmt sie trotzdem. Weitergedacht: Dann bräuchte es entweder Menschen, die sich gegenseitig Unterstützen können, weil sie wirklich genau die gleichen Probleme haben und das Selbe wollen und ihnen die Gemeinschaft bei der Lösung der Probleme hilft oder aber es bräuchte eine ausgewogene Mischung, aus Menschen, die als Wegbegleiter da sind, um denen, die Hilfe brauchen zu helfen. Von uns hatte aber keiner diese Erfahrung und überschüssige Kraft, wir waren alle Frischlinge auf diesem Gebiet. Wir wollten weiterhin zu einem ähnlichen Ziel, aber wir wollten unterschiedliche Wege gehen und manche wollten unbedingt, dass alle anderen auch den eigenen Weg gehen. Erst wenn ich den Mut habe, den eigenen Weg auch alleine zu gehen, kann ich es akzeptieren, wenn andere einen anderen Weg gehen

wollen, selbst wenn ich vielleicht glaube, dass es ein Umweg ist.

Ich glaube also tatsächlich, dass der ganze Graben und unsere unterschiedlichen Vorstellungen von Wissenschaft, Studium, Universität und UniExperiment nicht die Ursache des Problems waren, sondern nur Phänomene irgendwo an der Oberfläche. Natürlich glaube ich, dass es wichtig und vielleicht auch hilfreich wäre, wenn wir uns mit diesen Themen auseinander gesetzt hätten. Dafür hatte aber erst einmal eine Basis an Vertrauen und Wertschätzung da sein müssen. Ich würde also jedem zukünftigen freien Studenten empfehlen sich die Fragen nach Wissenschaft und Studium irgendwo auf den Anfang seines Studienplans zu schreiben, dafür Zeit einzuplanen und gemeinsame Zeiten strukturell verankern, in denen zu diesen Fragen gearbeitet wird. Immer jedoch unter der Prämisse, dass die Einzelnen gerade die innere Leichtigkeit haben, andere Wege und Haltungen zu akzeptieren.

Wanderzeit

Im Mai ging ich dann wieder auf Wanderschaft. Zuerst sieben Wochen lang in einer Funkenfluggruppe von Freiburg nach Berlin und danach mal alleine, mal mit anderen quer durch Deutschland. Ich habe mich in dieser Wanderzeit meines Erachtens ein ganzes Stück weiter entwickelt. Ich habe, vor allem durch Michi, gelernt, mir meinen Gedanken und Gefühlen viel mehr bewusst zu sein und sie auch anzuerkennen und auszusprechen. In Gesprächsrunden bewusster zu haben, wo ich eigentlich selber stehe. Gefühle und Gedanken zuzulassen und sie greifen und formulieren zu können. Ich habe einige gute Texte geschrieben und wieder so richtig Lust bekommen etwas wirklich zu begreifen und zu durchdringen. Ich habe angefangen mich die verschiedenen Formen der Psychotherapie zu interessieren und Lust bekommen die Geschichte und ihre Entwicklungen zu verstehen und warum die Welt und die Menschen so sind und wie es wohl weiter gehen wird. Ich habe einiges darüber gelernt mit meinen Höhen und Tiefen, mit meinen Eigenarten umzugehen und wo meine Stärken und Schwächen liegen. Ich habe auch einiges an Selbstvertrauen und Glauben an meine Wirksamkeit gewonnen.

Die Angst vorm Anfangen

Ich hatte mir am Anfang der Wanderzeit vorgestellt, dass ich mal länger wo bleiben und auch länger an einem Thema dran sein würde und das ich auch mal eher die Zeit finden und mich auch trauen würde mal einen interessanten Ort oder eine interessante Person zu besuchen, doch das habe ich dann doch nicht gemacht. Es war sehr viel los und ich hatte nicht die innere Ruhe und Klarheit, um zu sagen, so das mache ich jetzt wirklich. Ich hatte Angst mich zu frühzeitig irgendwo festzulegen, irgendwas anzufangen, bei dem ich noch nicht sicher weiß, ob es wirklich das Richtige ist. Ich merke, dass umso sicherer ich mir bin, was ich tun will, dass ich auch viel weniger Ängste habe, mich in dieser Richtung auch mal zu strukturieren und über längere Zeit festzulegen.
Im Prinzip ist das ja auch völlig normal und richtig, dass ich mich nicht für irgendetwas festlege, bevor ich weiß, ob ich es auch wirklich tun will. Es gibt allerdings die Gefahr, dass ich aus Angst mich irgendwo zu binden, gar nichts mehr tue und darum auch nicht mehr voran komme und aus dieser Apathie und Bewegungslosigkeit nicht mehr hinauskomme. Ich versuche bewusst mit dieser Problematik umzugehen, lieber irgendetwas einfach anzufangen, einfach auszuprobieren und mich dabei zu beobachten und es notfalls einfach wieder sein zu lassen, als gar nichts zu tun.
Aber diese Angst vorm Anfangen ist immer noch da und immer eine große Hürde. Ich glaube, dass sie ein typisches menschliches Phänomen ist und ich habe noch keinen wirklich guten Trick gefunden sie zu umgehen.

Verpasster Neuanfang: Über den Umgang mit Neuen

Im September kamen wie dann wieder in Stuttgart zusammen. Nach ein paar sehr intensiven Tagen, war klar, dass Camilla, Lukas und Cornelius das Projekt verlassen würden. Camilla und Lukas um nach Dürnau zu gehen, Cornelius wollte anders seinen Weg weiter gehen. Martin schwankte zwischen UniExperiment und Dürnau und wollte in einem „Vielleicht“-Status erst nochmal da

bleiben. Die Restlichen wollten gemeinsam mit den vier Neueinsteigern; Viola, Diego, Theresa und Fiona, weitermachen. Über den Prozess, der in diesen Tagen stattgefunden hat, gibt es auch eine ausführliche Reflexion von Alia.

Es blieb zu wenig Zeit für einen eigentlichen Neuanfang, eine Projektentwicklung. Wir mussten den Abschied erst einmal verarbeiten und danach gab es keinen Termin, wo wir nochmal zusammen gekommen sind, auch weil wieder einmal viele unterwegs waren, um an der Projektstruktur zu arbeiten oder als Gruppe zusammen zu finden. Herausgekommen waren in diesen ersten Tagen einige schnell ausgedachte Abmachungen, an die sich kaum jemand hielt. Eigentlich hingen wir also alle noch in der Luft.

Die Stimmung war zuerst gut und motiviert, aber als von den Alten kein Impuls kam, um das Projekt jetzt wirklich neu zu starten, wurde aus dem „in der Luft hängen“ ein „Fall in den Keller“. Es wäre der Zeitpunkt gewesen, dass wir die Neuen an die Hand nehmen und mit ihnen gemeinsam die ganze Zeit reflektieren und sie so ins Projekt einführen. Ihnen all unsere Erfahrung an die Hand geben und sie mit unseren Visionen und unseren Vorstellungen vertraut zu machen. Doch wir Alten hielten uns sehr zurück, wollten die Neuen ja nicht beeinflussen und ihnen die Möglichkeit geben selber ihre Vision zu entwickeln. Die Haltung, dass alle gleichberechtigt sein sollten, war vielleicht gut gemeint, aber in Wirklichkeit war das nun einfach nicht so, weil wir Alten schon mehr Erfahrungen hatten und auch einfach mehr Arbeit in das Projekt gesteckt hatten. Mein heutiger Grundsatz ist der, dass die Dinge jenen gehören, die sie pflegen und benutzen und dass mit zunehmender Erfahrung und Verantwortung auch zunehmend Entscheidungsbefugnis und Mitspracherecht entsteht.
Es hätte in dieser Zeit Austausch über die Visionen, Vorstellungen und Erwartungen gebraucht. So fühlten sich die Neuen ziemlich allein gelassen. Ich glaube auch, dass es ein Denkfehler war, dass wir so schnell überzeugt waren, dass die Neuen einfach keine große Vision hätten und nur als Nutzer und nicht als Aufbauer des UniExperiments gekommen wären. Dieser Eindruck entstand einerseits dadurch, glaube ich, dass sich die Neuen zurückhielten, weil sie darauf warteten, dass wir ihnen unsere Vision erklärten und zum anderen muss so eine Vision aber auch einfach erstmal wachsen. Ich hatte am Anfang von UniExperiment auch längst nicht eine so starke und ausgereifte Vision, sie ist erst mit der Zeit entstanden.
Wir haben uns so über Neue gefreut, dass wir nie wirklich kommuniziert haben, worum es uns eigentlich geht. Ich glaube heute, dass es unheimlich wichtig ist, ganz klar und ausführlich zu kommunizieren, worum es bei dem Projekt geht und was die Erwartungen und Anforderungen sind. Es geht nicht darum irgendwelche ausgedachten Mindestanforderungen oder Aufnahmebedingungen festzulegen, sondern einfach klar zu machen, was ist, was werden soll und was dafür einfach notwendig ist. Nur dann können die Leute wissen, was sie erwartet und abschätzen, ob es etwas für sie ist. Man muss das nicht hart und abschreckend machen, es kann auch liebevoll, vorsichtig und Mut machend sein, aber es sollte ehrlich sein. Gerade bei Moritz, der ein paar Wochen später noch einsteigen wollte, haben wir das verpasst. Es war ein wechselseitiges Versäumnis. Moritz hatte das Talent bei allen wichtigen Gesprächen nicht dabei zu sein und gleichzeitig haben wir es verpasst es ihm genügend nachzuerzählen, ihm eine Chance zu geben, wieder rein zu kommen. Gerade am Anfang war Moritz noch unheimlich motiviert und engagiert, dann wurde er ziemlich schnell resigniert und auch nur noch schwer aus dieser Haltung raus zu bewegen. Irgendwie war es einfach Pech. Aber das Ganze ist eine der wichtigsten Sachen, die ich glaube, gelernt zu haben. Wenn ich nachhaltige Veränderung will und in einer Gruppe arbeite oder gemeinsam ein Projekt aufbauen will, komme ich nicht darum, immer und immer wieder Neue geduldig und liebevoll zu begleiten. Auch wenn das zuerst furchtbar anstrengend und nervig erscheint, dass ich immer wieder bei null anfangen muss und alles, was die Gruppe in der Zeit erarbeitet und entwickelt hat, erklären muss, ist es der einzige Weg und ich kann ihn nicht überspringen, denn sonst steht die Gruppe einfach nicht am gleichen Punkt und kann nicht am gleichen Strang ziehen. Und ich tue damit auch etwas unheimlich Wertvolles, denn ich gebe

jemanden die Chance ein Wegstück, viel schneller und leichter zurück zu legen, als das sonst möglich wäre. Auch kann dieser Prozess der bestehenden Gruppe helfen den eigenen Standpunkt zu verorten, zu reflektieren und wertzuschätzen.

Verbindlichkeit, Anwesenheit, Notwendige Anforderungen

Durch diese Erfahrungen haben wir aber auch eine weitere grundlegende Ansicht verändert. Am Anfang hatten wir die Haltung entwickelt, dass die Teilnahme an allem freiwillig ist. Unsere Haltung bezüglich der gemeinsamen Gruppensitzungen war sehr Open-Space orientiert. Es müssen nur die, die wollen, teilnehmen. Es kommen die, denen es wichtig ist. Die Anwesenden sind dafür voll entscheidungsberechtigt. Wem etwas wichtig ist, aber nicht teilnehmen kann, kann jemanden anderen seine eigene Meinung mitteilen, der die dann einbringt. Wir haben dann aber festgestellt, dass es Themen und Termine gibt, bei denen es einfach so wichtig ist, dass alle, dabei sind. Dass wir einfach nur schwer ohne alle weitermachen können und deshalb oft gewartet haben. Wenn wir trotzdem weitermachen, dass dann oft Prozesse ablaufen, die man unglaublich schwer nachholen kann und dass die Fehlenden dann einfach draußen sind. Dass es also Termine gibt (die ganz grundsätzlichen Treffen, bei denen die Version und Haltungen entwickelt werden), die nicht theoretisch festgelegte Verpflichtungen sind, sondern wo es einfach notwendig ist, dass alle da sind. Und wenn jemand nicht da ist, dann muss er sich darüber im Klaren sein, dass das für die anderen unglaublich anstrengend ist und dass er einfach damit rechnen muss, dass er eventuell etwas verpasst, was er nicht nachholen kann.

Das richtige Tempo

Ich war verdammt angespannt und aufgeladen in dieser Zeit. Gleichzeitig hatte ich mir vorgenommen die Erfahrungen und Notizen meines Wanderstudiums aufzuarbeiten. Aber ich kam einfach nicht dazu.
Ich hatte mir zu viel vorgenommen. Ich hatte im Sommer einige Projekte für den Winter organisiert und ich merkte, dass es einfach zu viel war. Funkenflug, die Wanderuni, der Fahrradbus, das Praktikum bei Peter, „School of Change“, mich mit Gestalttherapie und anderen Therapieformen beschäftigen, meine Notizen von der Wanderung. Ich war damit völlig überfordert. Ich hatte beständig das Gefühl noch ganz viel tun zu müssen. Das es alles zu viel war, dass ich es nicht schaffen würde. Und dann kam zu all dem noch das UniExperiment mit all seinen Problemen dazu. Ich wusste nicht wo in anfangen sollte und so schaffte ich noch viel weniger. Natürlich habe ich auch einiges geschafft und gut hinbekommen in dieser Zeit. Zum Beispiel lief in dieser Zeit das Fahrradbusprojekt. Jeden Montag fuhr ich nach Wernau, wo ich mit Phillip zusammen den Bau vorbereitete. In der letzten Oktoberwoche bauten wir dann den kompletten Fahrradbus in einer Woche. Hier funktionierte alles perfekt.
Ansonsten habe ich aber nicht gewusst, wie ich mir meinen Raum nehmen kann. Viele der Projekte wollten gleichzeitig Aufmerksamkeit und ließen keinen Raum für das, was ich eigentlich wollte: Zeit um die Wanderung reflektieren und meine Notizen aufzuarbeiten. Und ich fand auch keine Ruhe, um über das UniExperiment oder meine Lage zu reflektieren. Ich hätte mir wahrscheinlich wirklich mehrere Tage lang einfach nichts anderes als eine Sache vornehmen sollen. Zum Schreiben der eigenen Gedanken brauche ich wirklich Ruhe und Zeit. Ich weiß auch nicht, warum ich nicht die Wanderuni präsentiert habe. Warum ich die anderen nicht an diesen Plänen habe teilhaben lassen und mir von ihnen Rat geholt habe. Dann hätte die Wanderuni viel leichter ein Teil des Uniexperiments werden können. In meiner ganzen Not habe ich wieder angefangen vor allem die ganzen notwendigen Haus- und Orga-sachen zu machen und sie als Ausrede benutzt, um mich nicht den wesentlichen Dingen zuzuwenden.

Lernen lernen

Was habe ich gelernt über das Lernen? Wie will ich in Zukunft lernen und Projekte angehen?
Die eigenen Lernwerkzeuge kennen: Wann, wo, wie kann ich gut lernen? Um welche Uhrzeit? Mit wie viel Schlaf? Mit wie viel Essen im Bauch? Mit wie vielen Pausen? Wie viel Ablenkung?

Welche Umgebung brauche ich? Welchen Rhythmus? Welche Methode? Welche Sinne sollten angesprochen werden? Bücher, Filme, Lehrer, Partner? Wie viel Kontrolle? Wann präsentiere ich?

- Thema vorstrukturieren. Gliedern. Sinnvolle Reihenfolge.
- Immer wieder, bei jedem Schritt menschliche Netzwerke nutzen. Es gibt nichts Effektiveres als menschliche Netzwerke, um an Informationen zu kommen. Erklären *warum* man etwas will und fragen *wie* man es tun kann. Startpunkt, Ziel und Motivation klar benennen und nach dem Weg fragen.
- Rhythmus nutzen. Pausen, Ferien und freie Zeiten einplanen. Nicht immer unter Anspannung stehen.
- Immer wieder das Gelernte wiedergeben. Austausch. Erzählen. Jemanden zuhören lassen. Wechselspiel: Austausch, Einzelarbeit, Austausch, Einzelarbeit.
- Die Gruppe für Inspiration und Kreativität nutzen, die Einzelarbeit zur Ausarbeitung und Vertiefung.
- Feedback von außerhalb der Komfortzone holen.
- Zu einem Abschluss, in eine Form bringen. Es auf den Boden bringen.
- Genügend Zeit und Raum zum präsentieren nehmen. Sich nicht klein machen. Stolz sein dürfen. Nur Feedback, wenn und wann man es auch will.
- Feiern.
- Bei gedanklicher Arbeit: Raum nehmen. Alles frei machen. Keine Ablenkung. Viele Stunden nötig.
- Bei Orga: Zeitrahmen festlegen. Nicht zu lange. Gefahr der Überarbeitung.
- Bei Projekten: Auf wenige Sachen fokussieren. Nur Sachen vornehmen, die man auch schaffen kann. Diese dann aber auch durchziehen. Beständigkeit, Ruhe.
- Beim Lernen: Rhythmus, feste Zeiten, nicht mehr als sechs Stunden am Tag.

Überforderung und der Fall ins Nichts

Ich habe in dieser Zeit mehrmals ausdrücklich um Hilfe gebeten. Ich habe gesagt, dass ich Angst davor habe, in eine Lethargie zu verfallen. Dass es mir wandernd sehr gut ging und dass es mir nicht leicht fällt, wenn jetzt die Tage wieder dunkler werden und ich wieder an einem festen Ort mitten in einer Stadt bin. Dass ich es nicht schaffe mich zu strukturieren, dass ich überfordert bin. Dass ich am UniExperiment zweifle, dass irgendetwas anders sein sollte und ich nicht weiß was. Aber es kam niemand auch nur ein einziges Mal auf mich zu. Jan schien es zu bemerken, war aber damit beschäftigt im UniExperiment anzukommen. Es war das die erste Zeit in der er aus seiner Beobachterrolle trat und voll Teil des Projekts wurde. Alia war nicht da. Viola ging es ähnlich, wie mir, wahrscheinlich noch schlimmer, sie war nun zum ersten Mal auf sich selbst gestellt und mit der Strukturlosigkeit völlig überfordert. Sie hatte sich vorher alles einfacher vorgestellt und war jetzt mit der Freiheit völlig überfordert, konnte sich zu Nichts motivieren, verbrachte die Tage in ihrem Zimmer.

Übertragung

Ich übertrug meine Erwartung auf die anderen. Verdammt nochmal, warum konnten die denn nicht mal etwas leisten. Nicht mal selbstständig denken, nicht mal Initiative ergreifen. Etwas tun, damit es besser wird. Mir kam dass alles zu „Wischi-waschi“ vor, wie ein Haufen, der sich völlig von der Realität entfernt hat und nur auf Kosten anderer lebt und überhaupt nicht weiß, was es eigentlich bedeutet auf eigenen Beinen zu stehen. Wie eine völlige Blase, die wir uns gebastelt haben. Inzwischen weiß ich, dass ich, wahrscheinlich ähnlich wie Martin, Lukas und Camilla ein halbes Jahr zuvor, viel von meiner eigenen Unzufriedenheit auf die anderen projizierte. Vor allem aber konnte ich mit diesem verachtungsvollem Gefühl überhaupt nicht dazu beitragen, dass es besser wird. Es war kein liebevolles Hilfsangebot und auch keine ehrliches Feed-back. Ich strahlte Erwartungsdruck und Verachtung aus, ohne ein einziges Wort darüber zu verlieren, was den anderen nicht half, sondern sie eher lähmte.

Der Abschied von Martin: Das Ende meines Uniexperiments

Als dann Martin ankündigte, dass er ebenfalls nach Dürnau gehen würde, war das ein ziemlicher Schock für mich. Mit Martin hat sich für mich die Kerngruppe dann tatsächlich aufgelöst. Das, was wir vor über einem Jahr gemeinsam gestartet hatten, war vorbei. Diese Zeit und diese Gruppe und das damit verbundene Gefühl, würde es nicht mehr geben. Und auch unser Ziel eine freie Uni zu gründen und Impulse für eine sinnvolle Bildung zu geben, hatten wir nicht erfüllt. Wir waren gescheitert. Das war mein Gefühl. Gedanklich konnte ich das Ende des UniExperiments jedoch noch nicht akzeptieren. Äußerlich machte ich erst einmal weiter wie bisher.

Innere Leere und mein persönlicher Neuanfang

Irgendwann wurden mir meine unterdrücken Erwartungen in Bezug auf die Anderen bewusst und ich konnte das aussprechen und einen Großteil der Erwartung aufgeben. Die Stimmung wurde dadurch ein wenig besser, war aber immer noch ziemlich im Keller. Mir selbst ging es nicht viel besser. Die Erwartung etwas zu leisten war von den anderen wieder voll auf mich übergegangen. Jan und Alia waren nicht da, ich sah keine Perspektive. Ich rutschte weiter in die Depression, hatte keine Lust mehr irgendwas zu tun, wusste morgens nicht mehr warum ich aufstehen sollte, fühlte mich völlig leer und sinnlos. Ich zwang mich weiter zu machen, ließ meine Hülle weiter irgendwelche Tätigkeiten und Arbeiten ausführen, innerlich war ich aber nicht dabei und wusste nicht, warum ich alles eigentlich das tat. Irgendwann brach ich zusammen und ließ alle Erwartungen fallen. Von diesem Moment an konnte ich die anderen zum ersten Mal wieder sehen, sie als Menschen wahrnehmen. Innerlich war zwar etwas gestorben und leer, aber es war auch wie eine Art völliger Neuanfang. Die ganzen Projekte spielten erstmal keine Rolle mehr, ich fühlte dadurch zwar eine innere Leere, aber ich konnte überhaupt erstmal wieder die Gegenwart wahrnehmen. Ich konnte eine Beziehung zu den anderen aufbauen, wir machten Aktionen zusammen und auf einmal entwickelte sich ein Gemeinschaftsgefühl. Allerdings ohne Jan und Alia, den die waren in dieser Zeit (Ende November bis Mitte Dezember) nicht da. Das Haus bekam wieder langsam eine neue Energie, die es auch nach außen ausstrahlte. Schon vorher waren von Fiona einige Impulse nach außen (Nachbarschaftstreffen, Gartenverschönerung, Foodsharing-Belebung) ausgegangen. Jetzt kam nochmal mehr Energie dazu. Wir verteilten nachts tonnenweise containerte Blumen in den Straßen, boten Testfahrten mit dem Fahrradbus auf dem Weihnachtsmarkt an und machten andere Aktionen. Ein Haufen Besucher war in dieser Zeit zu Gast. Mit dem ursprünglichen Gefühl hatte das nicht mehr viel zu tun. Es war tatsächlich mehr ein Genießen der Zeit und der Gemeinschaft. Mir persönlich ging es nicht mehr ums UniExperiment. Ich hatte genug von Projekten und das UniExperiment war für mich Martins Abschied gestorben. Es war also eine ziemlich andere Atmosphäre. Und als Alia und Jan dann in unserem gemeinsam geplanten Urlaub wieder dabei waren, spürten sie, dass sie noch keinen Platz in der Gemeinschaft hatten und fanden auch ihre Visionen und Ansprüche nicht in der Gruppe wieder. Und auch ich erwachte aus meiner Resignation, meine innere Hoffnung und Visionskraft tauchte wieder auf und ich merkte, so sehr ich die letzten Wochen genossen hatte, dass ich eigentlich etwas anderes suchte.

Reflexionsprozess und Ausblick

In der entstehenden Explosion und dem darauf folgenden Prozess ist uns klar geworden, dass wir die bisherige Zeit des UniExperiment erst einmal wirklich reflektieren wollen, um nicht die selben Fehler immer und immer wieder zu machen. Das wir das Experiment auswerten wollen. Das wir den Raum für die Neuen nie wirklich frei gegeben haben. Das wir gesagt haben, sie sind völlig frei, aber doch insgeheim feste Vorstellungen und Ansprüche hatten, die wir aber nicht explizit kommuniziert haben. Das wir diese Ansprüche selber nicht erfüllt haben. Das keiner von uns bereit ist, das Experiment so weiter zu tragen, wie es nötig wäre, um unseren ursprünglichen Erwartungen und Ansprüchen gerecht zu werden.

In dieser Zeit, wusste ich zwar schon, dass ich selber aus dem UniExperiment aussteigen würde,

weil ich im letzten Halbjahr mit einer Gruppe von Leuten die Wanderuni organisiert hatte und wir von April bis September durch Deutschland wandern würden und ich bemerkt hatte, dass ich nicht gleichzeitig unterwegs und Teil des Uniexperiments sein kann. Doch wir hofften noch, dass das UniExperiment weitergehen würde, dass Neue kommen und das Projekt weitertragen würden. Erst ein paar Wochen später entschieden wir das UniExperiment zu beenden, als wir bemerkten, dass keiner von uns bereit war, das Projekt wirklich weiter zu tragen und uns eingestanden, dass auch keine Neuen kommen würden. Ab diesem Punkt war es auf einmal wieder leicht. Wir organisierten eine Abschlussfeier. Zufällig legten wir sie auf den Tag der Sonnenfinsternis. Noch einmal wurde das ganze Haus zu einem riesigen Kunstwerk, in dem wir den Prozess des UniExperiments dokumentierten. Mit einigen anderen begann ich einen Feedback-Prozess in dem wir uns gegenseitig Abschlusszeugnisse, die sogenannten „Unikate“, schrieben.
Wir machten noch einen ziemlichen Aufwand, um in dem Haus ein anderes Projekt starten zu lassen, ein Individualstudium des Campus A, doch auch dieses kam nicht zustande. Nun ist das Schellberghaus ein lebendiges Studentenwohnheim, das von Max zusammengehalten wird.
Ich selbst begann im April meine Wanderung mit der Wanderuni.

Erste Reflexionswoche im März 2014

Blumenaktion im November 2014

Der gemeinsame Winterurlaub auf einer Hütte im Schwarzwald, Dezember 2014

Schema des „Universidee“-Modells

Sonnenfinsternis am Tag der Abschlussfeier, März 2015

Novemberreflexion

Soweit habe ich in den letzten Tagen der UniExperimentzeit, im Februar und März 2015 diese Reflexion geschrieben. Dann hatte ich keine Zeit und Kraft mehr sie fertig und rund zu machen. Nun, ein halbes Jahr später möchte ich noch einmal, mit mehr Abstand reflektieren und hinzufügen, was seit dem dazugekommen und was sich verändert hat.
Ich möchte abschließen und frei werden für das Neue, was kommt. Und ich möchte die Erfahrungen fruchtbar machen für mich und auch für andere. Doch die Gedanken an andere, möchte ich beim einfachen Aufschreiben erst einmal beiseite lassen. Ich merke, dass mir das manchmal schwer fällt.. Dass ich auch schreibe, um gelesen zu werden, um Anerkennung und Bewunderung zu bekommen. Vor allem von mir selbst. Dass ich immer wieder anfange im Kopf für andere zu formulieren, so zu formulieren, dass es „objektiv“ gut ist. Jetzt wo ich darüber nachdenke, fällt mir auf, dass ich auch nie etwas anderes geübt habe. Ich habe ja in Schule und Uni nie so geschrieben, wie es aus mir herauskommt oder wie ich es ganz alleine es gut finde, sondern immer versucht einen Stil zu finden, von dem ich glaube, dass andere ihn gut finden. Ich prüfe das bei jedem Satz, den ich schreibe. Auch bei diesem hier, merke ich gerade. Jetzt habe ich ihn schon wieder umgeschrieben, damit er für andere leichter verständlich wird. Ich kann das gar nicht abstellen.
Auch wenn ich merke, dass der Wunsch am Ende eine fertige, abgeschlossene Sache zu haben, die ich wertvoll finde und mit der ich zufrieden bin und die vielleicht auch für andere fruchtbar ist, einen großen Teil meiner Motivation darstellt, so versuche ich diesen Teil zuerst einmal auszuklammern und diese Reflexion zuballerst nur für mich schreiben. So das der Prozess des Schreibens für mich sinnvoll und fruchtbar ist. Ich möchte die Erfahrungen gänzlich verdauen. Das UniExperiment loslassen können. Ich will es durcharbeiten. Die Glut des abgebrannten Feuers noch einmal umgraben, bis keine Kohle mehr übrig bleibt. Denn Kohle kann die Erde nicht verdauen.

Jetzt sitze ich am Computer, tippe das Geschriebene ab, formuliere es manchmal um, um es verständlicher zu machen. Ich habe ein tiefes Bedürfnis, dass nach so vielen angefangenen und nie fertig gebrachten Geschichten im UniExperiment, zumindest diese Endreflexion abgeschlossen ist und eine runde, schöne Sache darstellt. Doch vielleicht ist dass gar nicht möglich. Vielleicht kann, wenn das UniExperiment die ganze Zeit eine chaotische Geschichte voller Wendungen, Wunder, Durststrecken und kleinen, versteckten Schätzen war, diese Reflexion auch nur so werden. Das werde ich merken, wenn ich jetzt anfange diese Reflexion aufzuarbeiten.

Es ist erstaunlich, wie tief und stark das Ende des Uniexperiments nachwirkte. Nie hätte ich das erwartet. Erst nach und nach habe ich im Laufe des Sommers verstanden, dass es meinen Blick auf die Welt, meine Grundeinstellung und mein Lebensgefühl in den Grundfesten erschüttert hat. Vorher war ich ein junger Mensch, der sich auf den Weg gemacht hatte seine Träume zu leben. Nachher wusste ich, dass ich auch scheitern kann.
In der Zeit nach dem Ende des Uniexperiments breitete sich tiefe Erschöpfung in mir aus. Ich hatte keine Lust mehr. Keine Lust mehr zu kämpfen. Keine Lust auf Projekte. Ich wollte mich am liebsten nur noch hinlegen und Winterschlaf machen. Mich verkriechen, meine Wunden heilen lassen, und warten bis die Kraft zurückkehrt. Ich wollte nicht mehr stark sein. Wollte keine Verantwortung für irgendetwas haben oder irgendwo stark und selbstsicher auftreten müssen. Ich konnte nicht mehr Mut für den eigenen Weg, die eigenen Träume machen. Zu stark waren die Zweifel, ob das nicht sowieso zum Scheitern verurteilt ist.
Ich hatte ständig das Gefühl gleich weinen zu müssen. In mehreren Situationen, in denen ich über die Situation nachdachte oder beim Trampen jemandem vom Projekt erzählte, fing ich plötzlich an zu weinen.
Ich war so müde, dass ich in Gesprächen manchmal einfach keine Kraft zu antworten hatte. Vor allem beim Telefonieren, wenn ich mein Gegenüber nicht sehen konnte. Ich hatte in Gedanken eine Antwort, mein Gegenüber wartete auf eine Reaktion, aber da war eine solche Müdigkeit und innere

Leere in mir, dass da einfach keine Kraft war die Worte nach außen zu transportieren. Ich war dann mehrere Sekunden still, manchmal innerlich kämpfend, um einen Ton über die Lippen zu bringen, manchmal hatte ich innerlich einfach aufgegeben und hoffte das die Situation irgendwie vorbei gehen würde und gleichzeitig war ich erschreckt über das, was da passierte. Bis ich mich nach einigen Sekunden aufraffen konnte. „Aufraffen“, „Zusammenreißen, das war, wozu ich mich immer wieder zwang. Eigentlich wäre ich am liebsten zusammengebrochen, zerflossen, hätte mich fallen gelassen, habe mir gewünscht gehalten zu werden.

Ich habe das alles zuerst gar nicht verstanden. Ich hab halt gedacht, das dass UniExperiment nun eben zu Ende ist und dafür die Wanderuni beginnt, aber hatte überhaupt nicht erwartet, was das Ende des Uniexperiments gefühlsmäßig auslöst. Das da nicht irgendein Projekt zu Ende gegangen ist, sondern ein Traum, ein Herzensanliegen, das eine Zeit lang so ziemlich mein ganzes Lebens ausgefüllt hatte, nicht nur zu Ende gegangen, sondern gefühlt auch gescheitert ist. Erst nach und nach habe ich den Sommer über verstanden, wie tief eine solche Erfahrung geht.

Wie viele Menschen haben so eine Erfahrung gemacht? Was ist mit den vielen Menschen, die mal in Kommunen gelebt haben, die es heute nicht mehr gibt? Mit Menschen, die versucht haben sich selbstständig zu machen? Die sich in Occupy oder anderen Bewegungen engagiert haben, die ihre Vision nicht umsetzen konnten? Wie viele stehen nach so einem Sturz wieder auf und probieren es noch einmal? Gibt es eine ganze Generation gescheiterter 68er? Wenn ein ganzes Jahrzehnt, eine ganze Generation sich aufmacht und dann vieles erreicht wird und mit noch mehr scheitert? Wie lange dauert es, bis so etwas heilt? Wie stark wirkt dieses Gefühl noch heute bei diesen Menschen.

Ich war voller Zweifel, ob so eine Projekt, wie die Wanderuni, jetzt für mich dran ist und ob ein weiteres Projekt überhaupt Sinn macht. Ob sie nicht eine völlig naive Idee von ein paar Halbstarken ist, von Anfang an zum Scheitern verurteilt. Der Schutzschild aus jugendlicher Naivität, aus Optimismus und Idealismus war zerbrochen. All die Zweifel und Stimmen, die tausend skeptischen Sätze, die ich von Nachbarn oder von Verwanden oder beim Trampen gehört hatte, die mich aber nie aus dem Gleichgewicht gebracht oder wirklich verunsichert hatten, tauchten mit neuer Gewalt in mir auf. Ich hatte keine Kraft mehr gegen sie anzukämpfen.

Die ganze Wanderuni über haben mich diese Zweifel begleitet. Es war ein ziemlicher Kampf für mich. Ständig habe ich erwartet, dass sich negative Erfahrungen aus dem UniExperiment wiederholen. Ich habe befürchtet und erwartet, habe eigentlich fest daran geglaubt, dass die Wanderuni scheitert. Bis zum allerletzte Tag hatte ich dieses Gefühl, dass es bestimmt noch irgendwie schief geht. Und jetzt ist die Wanderuni seit sechs Wochen vorbei und wenn ich jetzt zurückschaue, dann merke ich, „Hey, das war gut.“ Es war nicht perfekt, aber es war gut. Meine Befürchtungen sind nicht eingetreten und das verleiht auch meinen Erfahrungen mit dem UniExperiment eine neue Bedeutung: Ich kann mit dem, was mir wichtig ist, scheitern, aber das heißt nicht, dass ich immer scheitere. Ich kann aus jedem Scheitern lernen. Es wird mir nicht immer gelingen. Ich werde nicht immer scheitern, aber ich werde immer lernen.
Ich habe schon während der Wanderunizeit versucht meinen inneren Stimmen beizubringen, dass es nicht nur das Scheitern oder das Gelingen gibt, sondern das ich mit jedem Schritt lerne es ein bisschen besser zu machen, aber auch wenn ich mir das im Kopf so sagen konnte, war da tief in mir eine Stimme die beständig sagte, dass ich mit allem, was mir wichtig ist, scheitern würde.
Ich habe erwartet, dass mich die anderen nur behindern und Kraft kosten, dass mir die Struktur und das Lernthema als einziger wichtig ist, dass wir ganz schnell zu einer Freizeitgruppe verkommen. Dass ich mit meiner Meinung nicht gehört werde. Dass ich es nicht schaffe meine Erfahrungen einzubringen. Dass ich nicht wirklich wirken kann. Dass ich nicht geduldig genug sein werde. Dass ich die Gruppe mit meinen Ansprüchen belaste, dass ich ausgeschlossen werde. Dass ich immer die Arschkarte ziehe, weil z.B. nur ich anspreche, dass wir uns nicht an eine Vereinbarung gehalten haben.

Ständig hatte ich solche Gedanken. Ich war mir dessen bewusst, aber ich konnte es nicht abstellen. Seit dem Ende der Wanderuni sind diese Stimmen viel leiser geworden, schon fast ganz weg. Seit dem ist sozusagen der Gegenbeweis da und ein neues Gefühl beginnt sich in mir auszubreiten.

Tagebucheintrag, 2. August. 2015:
Seit dem das UniExperiment zu Ende gegangen kommt immer wieder das Gefühl hoch, dass alles, was ich in dieser Zeit getan habe, dass die vielen Tage und Handlungen, die Gedanken und die Energie, die ich ins UniExperiment gesteckt habe, dass all das sinnlos und umsonst war. Und seit dem habe ich Angst, dass alles, was ich tun werde, scheitern wird. Ständig habe ich das Gefühl dass alles, was ich tue, nicht genug ist. Dass ich heute wieder nichts geschafft habe, dass ich meine Vornahmen nicht erfüllt habe, dass ich nicht fähig bin alleine zu lernen oder mich selbst zu organisieren oder ein erfolgreichen Projekt umzusetzen oder in einer Gruppe zu leben. Seit dem bin ich verbissen. Ich verbeiße mich in Strukturen, die mir Sicherheit geben sollen.

Ich will mir beweisen, dass ich etwas kann. Meine Hauptmotivation für meine Beschäftigung mit Wanderpädagogik ist vielleicht gar nicht mein Interesse daran, sondern um mir zu beweisen, dass ich selbstorganisiert studieren kann und am Ende etwas schaffe, das einen Wert hat. Ich glaube, dass ich nicht gut genug bin. Ich will es mir erst durch irgendwelche Produkte beweisen. Ich will es auch anderen beweisen. Meinen Eltern, meinem Bruder, meinen Großeltern, meinen Freunden, aber vor allem mir selbst. Als Erlaubnis meinen eigenen Weg zu gehen. Brauche ich diese Erlaubnis? Ich weiß doch, dass es einen Wert hat, was ich im UniExperiment erlebt habe. Auch ohne, dass ein Produkt rausgekommen ist. Waren die Momente im UniExperiment auch an sich wertvoll oder nur wenn das Ziel auch erreicht worden wäre. Sind sie ohne das Ziel wertlos geworden?
Kann ich weiter daran glauben, dass es einen Wert hatte. Ich will daran glauben.

Das Glück ist, wo ich glücklich bin. Wenn ich glücklich bin, habe ich Glück.
Ich schaffe etwas, wo ich Vertrauen habe. Wo ich Vertrauen habe, kann ich wertvolles schaffen. Dass ist das Dilemma, denn zur Zeit habe ich kein Vertrauen. Ich versuche zwanghaft etwas wertvoll zu schaffen, damit ich wieder Vertrauen gewinne. Doch ohne Vertrauen gelingt es mir nicht.
Wenn ich leicht bin und den Moment genieße, wenn ich nichts unbedingt will, aus dieser schöpferischen Gleichgültigkeit, aus diesem Wunsch, ohne Erwartung, dieser Richtung ohne Ziel, mit dieser Zuversicht und diesem Grundvertrauen, dann entstehen wertvolle Momente, wertvolle Begegnungen und wertvolle Dinge.
Wie kann ich wieder vertrauen? Meinen Füßen vertrauen, dass sie mich schon den richten Weg führen? Dass es keinen anderen Ort gibt, an dem ich gerade eigentlich sein sollte. Dass ich immer, hier und jetzt am richtigen Ort bin, wenn ich nur da bin.
Ich muss nichts beweisen. Ich brauche keine Erlaubnis. Ich bin es wert, zu tun, was ich tue.
Was passiert, wenn ich aufhöre, beweisen zu müssen, dass ich mit meinem selbstorganisieren Studium, etwas Wertvolles schaffen kann? Ich will mehr Dinge tun, die ich wirklich aus dem Herzen heraus will. Aber wie kann ich den Unterschied wahrnehmen, zwischen den Dingen zu denen ich mich zwinge und den Dingen, die ich aus dem Herzen heraus will? Ist es nicht ein Widerspruch mich dazu zu zwingen nur Herzensdinge zu tun? Und wenn ich alles weglasse, wozu ich mich zwinge? Werde ich dann gar nichts tun? Kann ich mich in dieses Nichts fallen lassen? Kann ich vertrauen, dass es etwas gibt, was ich wirklich will?

Trauerarbeit dauert ein Jahr steht im Gestaltbuch. Erst dann kann man sich wieder dem Lebendigen zuwenden. Vielleicht muss ich noch ums UniExperiment trauern.

Es ist tatsächlich so, dass ich seit dem Ende des UniExperiments auch ganz physisch die Zähne zusammenbeiße. Ich habe angefangen nachts mit den Zähnen zu knirschen. Ich spüre die Verkrampfung im Kiefer und wenn ich sie bewusst locker lasse, merke ich fünf Minuten später, dass

ich schon wieder die Zähne zusammen beiße. Die Verkrampfung ist inzwischen längst nicht mehr so stark (oder ich nehme sie nicht mehr so stark wahr), aber ich spüre sie noch immer. Es ist das erste Mal, dass ich eine psychosomatische Reaktion so direkt und am eigenen Körper erlebe und irgendwie ist das erschreckend und spannend zugleich.
Und auch so war ich um einiges „verbissener“. Ich hatte immer das Gefühl, dass es nicht genug ist was ich tat. Ich hatte überhaupt keine Freude an Spaß, spontanen Situationen oder irgendetwas, was „unproduktiv“ war. Das Gefühl etwas leisten und mich beweisen zu müssen, war viel stärker geworden.
Natürlich hatte ich auch schon vorher diese Anteile. Und trotzdem zeigt es mir, dass nicht nur Kindheitsprägungen, sondern auch andere, von außen erstmal harmlos wirkende, Erfahrungen solche Symptome und Charaktermerkmale hervorrufen können und meine Charakterstruktur entscheidend prägen. Und wenn das im negativen Fall möglich ist, dann hoffe ich, dass es auch im positiven Fall möglich.

Wäre ich allein gewesen, hätte ich das nie geschafft. Ich glaube nicht, dass ich da alleine rausgekommen wäre. Nur durch die anderen, die mich durch die ganze Zeit immer wieder gehalten und mich mit meinen Zweifeln ertragen haben und einfach optimistisch weitergemacht haben, konnte ich so schnell aus dem Teufelskeislauf ausbrechen.
Jetzt weiß ich, dass es nicht sein muss, dass ich sowieso der bin, an dem „es“ hängen bleibt und der die Scheißarbeit macht und der sich am Ende drum kümmert, das es fertig gemacht und aufgeräumt wird. Und dass die anderen sowieso zu wenig machen und nicht achtsam sind und ich mehr mache, als ich eigentlich will und auch niemand sieht oder wertschätzt, was ich mache. Nicht, dass das im UniExperiment wirklich genau so war, aber das Gefühl, das diese Sätze beschreiben, kam immer wieder hoch. Auch wenn ich einen Teil von diesem Gefühl schon von meinem FSJ, als ich in einem Jugendzirkus in Costa Rica gearbeitet habe, mitgebracht hatte. Dieses Gefühl, wenn ich aus Pflichtgefühl handele und über den Punkt hinausgehe, den ich eigentlich bereit zu geben, zu schenken bin. Ich glaube, dass folgende Gedichtzeile, die Joseph Beuys zugeschrieben wird, auch darauf anspielt: „Verweigere verantwortlich zu sein. Tu es aus Liebe.“ Ich entdecke dieses Gefühl in vielen Projekten und vor allem auch Gemeinschaften, die ich kennengelernt habe, wo es meist unausgesprochen vor sich hin gärt.
Durch die Wanderuni konnte ich erleben, dass es auch anders möglich ist. Dass auch andere einen Teil der Arbeit und der Verantwortung übernehmen, dass ich mich sogar rausnehmen, zurücklehnen, ausruhen und fallen lassen kann. Dass ich getragen werde. Wie es ist, wenn jeder seinen Teil übernimmt und dass es dann sogar für alle leicht ist. Dass sich niemand überarbeitet. Dass sozusagen ein Überfluss entsteht. Jetzt bin ich wahrscheinlich für ewig auf der Suche nach einer solchen Kultur der Leichtigkeit. Ob so etwas nicht nur beim Wandern, sondern auch an festen Orten möglich ist?

Es ist erstaunlich, wie sehr mich die Zeit im UniExperiment in dieser Hinsicht geprägt hat und wie sehr mich diese Erfahrungen noch beeinflusst haben. Erst danach habe ich festgestellt, wie ungesund es schon eine ganze Weile war und wie sehr es an meiner Substanz gezehrt hat. Erst jetzt im Nachhinein spüre ich die Überdehnung, spüre, wo ich mich „aufgerieben“ habe und dadurch teilweiße völlig übersensibel und „allergisch“ geworden bin. Diese Wut, die sich dadurch angestaut hat, habe ich mir während der Zeit kaum eingestanden und oft auch nicht wahrgenommen. So stark war der Selbstanspruch weiterhin liebevoll und gütig zu sein. Erst im Nachhinein ist mir aufgefallen, wie sehr sich dieses Gefühl und diese Glaubensätze in mir eingefressen haben.
Ich habe währenddessen nicht den Mut und das Selbstvertrauen gehabt, um ganz ehrlich zu sagen, was mich stört und wie ich es mir wünsche. Was wäre, wenn sich die anderen auch nach dem Aussprechen nicht um meine Wünsche kümmern und sich damit zeigt, dass ich und meine Wünsche ihnen nicht wichtig sind? Dann lieber erst gar nicht aussprechen. Oder wenn sie tatsächlich gehört und beachtet werden? Wenn wir sie tatsächlich umsetzen? Will ich das dann wirklich? Ich hatte Angst die volle Verantwortung für meine Wünsche zu übernehmen.

Was hätte ich mir denn gewünscht?
Ich hätte mir gewünscht, dass wir alle ungefähr gleich viel Hausarbeit machen. Das jeder einen Teil übernimmt und wir das Gefühl haben, dass wir das gemeinsam stemmen. Dass es dadurch für niemanden zu viel ist. Dass wir an einem Tag der Woche gemeinsam putzen und das Haus gestalten. Dass dann alle da sind und mitmachen. Dass das für alle wichtig ist und dass sogar alle Lust darauf haben. Dass wir das Haus dann richtig schön machen und sogar jedes Mal ein Stückchen schöner. Dass wir gemeinsam aufhören und die getane Arbeit feiern. Dass wir achtsam im Umgang mit den Sachen sind. So achtsam, dass die Küche und das Wohnzimmer auch nicht so schnell wieder verdrecken. Dass jeder sich verantwortlich fühlt das Haus schön zu halten. Dass jeder Miete zahlt, nach seinem Können. Dass sich alle um Gäste kümmern. Dass jeder Gast eine liebevolle und ehrliche Einweisung erhält. Dass jeder sich für das gesamte Projekt verantwortlich fühlt. Dass wir gemeinsam die Organisation stemmen.
Darf ich mir so viel wünschen? Inzwischen gebe ich mir schon ein bisschen mehr die Berechtigung solche Wünsche auszusprechen.

Dass ich damals so wenige Wünsche in Bezug auf die Entwicklung oder die konkrete Vision des UniExperiment äußern konnte, liegt zum einen daran, dass mir die meiste Zeit einfach nicht klar war, wie denn meine Traumuni aussieht. Ich hatte ja einfach noch gar keine Vorstellungen, wie konkret es anderes und besser gehen könnte. Ich wusste einfach nicht wie und hatte darum auch keine konkreten Wünsche.
Vor allem aber war ich auch überhaupt nicht bereit wirklich für diese Vision Verantwortung zu übernehmen. Als mir gegen Ende immer klarer wurde, wie ich mir eine Uni wünsche und mich fragte, was denn die notwendigen Bedingungen und konkreten Schritte wären, die ich beitragen müsste, um diese Vision zu verwirklichen, merke ich, dass ich (in dieser Lebensphase) eigentlich überhaupt nicht bereit war diese Bedingungen zu erfüllen. Dass es nämlich bedeutete wirklich einige Jahre in Stuttgart zu bleiben, nicht mit der Wanderuni durchs Land zu ziehen, und einen viel größeren Teil meiner Energie in die Organisation und die Projektentwicklung zu stecken. Dieser Widerspruch zwischen dem, was nötig gewesen wäre, um die Vision, die ich vor mir hertrug, zu verwirklichen und dem, was ich bereit war zu geben, wurde mir erst kurz vor dem Ende bewusst.

Ich wünsche mir eine Uni, an der Menschen hinkommen können, um ihren Fragen und Interessen nachzugehen. An der Abschlüsse Nebensache sind. An der viel ausprobiert wird, die immer ein wenig chaotisch ist, immer in einem Prozess der Veränderung und Weiterentwicklung, in der immer ein Streben, ein Bemühen um eine bewusste Gestaltung der Kultur vorhanden ist. Und die gleichzeitig effizient und sehr qualitativ ist, weil es schon ganz viel Erfahrung und Wissen und Traditionen und geschickte Lösungen gibt, um die Studenten auf ihrem Weg zu unterstützen und die typischen Hindernisse zu umgehen. Dass schon eine Basis an Kultur da ist, mit klaren Strukturen, die ganz viel Möglichkeiten und Orientierung bietet, die gleichzeitig offen und bestrebt ist, sich weiter zu entwickeln und die immer dazu ermutigt, die eigenen Impulse herauszufinden und dann die Freiheit lässt, diesen auf ganz eigenen Wegen zu folgen.

Das UniExperiment war eine intensive Orientierungszeit. Ich habe in dieser Zeit nie fokussiert und strukturiert an einem Thema gearbeitet. Und auch wenn ich mir die ganze Wanderuni über eingeredet habe, dass ich mich jetzt endlich fokussiert in ein Thema vertiefe, merke ich jetzt, dass auch die Wanderuni vor allem eine Orientierungszeit war und dass ich auch hier und jetzt noch immer voll in der Orientierung stecke. Zwar merke ich langsam, wohin es mich zieht und die Bereitschaft und Lust steigt etwas länger zu tun, doch es gibt noch immer so viel, was mich interessiert und ich habe den Drang alles gleichzeitig und sofort tun zu müssen. Das ist ein bisschen anstrengend. Viele Stimmen in mir sagen, dass es Zeit wird sich zu vertiefen. Welche davon sind meine?
Ist es schwierig oder sogar unmöglich mit einem selbstorganisiertem Studium fokussiert und lange

an etwas dran bleibe? Werde ich mich immer wieder für neue Dinge interessieren und mich nie entscheiden können? Oder liegt das einfach an meinem Alter? Kommt nach der Orientierungszeit schon von alleine die Vertiefungszeit? Gebe ich mir die Erlaubnis mich so lange orientieren? In Ruhe zu schauen, was es gibt, was ich kann und was ich will? Wie viele Menschen habe ich kennengelernt, die nur aus gesellschaftlichen Vorstellungen oder Ängsten etwas angefangen haben, was dann überhaupt nicht das ihre war? Und wenn die Vertiefungszeit nicht von alleine kommt, kann ich darauf vertrauen, dass das dann auch gut ist. Dass ich auch mein Leben lang meinen Interessen folgen kann und nicht zwangsläufig eine Ausbildung oder etwas Ähnliches machen muss, solange es mir dabei gut geht. Kann es sein, dass ich einfach ein Mensch bin, der eher vielseitig und nicht spezialisiert ist? Und wenn es mir damit nicht gut geht, werde ich es ja selber ändern, aus mir heraus und nicht, weil ich irgendwelchen gesellschaftlichen Vorstellungen folge.
Ist es überhaupt möglich, dass ich jetzt weiß, was ich längerfristig in der Zukunft tun will? Kann ich nicht immer nur wissen, was ich jetzt will, wenn ich dafür offen bleiben will, dass ich mich weiterentwickle?
Vielleicht sollte ich all diese langfristigen Pläne und Vorstellungen, mit Wanderpädagogik und Leben in kleinem Ökodorf mit Selbstversorgung aufgeben und einfach leben, was jetzt ist? Aber ich will mich nicht nur treiben lassen. Ich will auch längerfristige Wünsche verfolgen, nur will ich sie genauer beobachten, denn längerfristige Wünsche haben die Tendenz zu sicherheitsgebenden Planungen zu verkommen. Ich will einfach spüren, was da ist und nicht was meine Gedanken sagen, was da sein sollte.

Und trotz dieser vielen Gedanken und Zweifel genieße ich auch, was ich tue. Ich bekomme zunehmend Selbstvertrauen und merke in vielen Situationen, dass es auch eine unglaubliche Kompetenz ist, die ich durchs UniExperiment und durch die Wanderuni gewonnen habe. Die Gespräche und Beziehungen, die ich führe sind viel echter und wesentlicher als früher. Ich erkenne Situationen, die mich langweilen und mir oberflächlich erscheinen und schaffe es zunehmend durch mein Sein so zu wirken, dass ich mich wohl und lebendig fühle. Ich fühle und nehme Dinge war, von denen ich gar nicht wusste, dass sie in mir existieren. Mein Erleben ist intensiver und reicher geworden. Mein Leben bunter. Ich entdecke meine Gefühle, Bedürfnisse, Wünsche und Motivationen. Mein Lebens ist spannend. Ich lebe! Ich lebe tatsächlich. Ich. Mein Impuls. Ich in der Welt. Zwischen Menschen, die auch leben. Das ist neu.
Es geht weiter hoch und runter, doch nicht irgendjemand schreibt diese Geschichte, sondern ich! Ich warte nicht mehr darauf, dass das Leben beginnt, sondern ich lebe.
Der Weg hierher nicht leicht und er ist noch lange nicht zu Ende. Es ist ein neues großes Experiment. Das UniExperiment hat eine ziemlich große Rolle dabei gespielt, diesen Weg zu beginnen. Dafür bin ich unheimlich dankbar.

Die Idee eine freie Uni zu gründen ist noch nicht tot. Es zieht mich weiter dahin neue Bildungswege zu entdecken, sie zu gehen und für andere gangbar zu machen. Und weiterhin lebt in mir diese Vision von einem Ort an dem Menschen ihren inneren Impulsen und Fragen folgen können, an dem sie sich ausprobieren und experimentieren dürfen und dabei Unterstützung und Begleitung bekommen. Ein Ort, an dem Erkenntnis, Bildung des Menschen und Weltgestaltung zusammenkommt. An dem Menschen Selbstbestimmung und Eigenverantwortung lernen und den Mut bekommen ihren eigenen Träumen zu folgen. Diese Vision lebt weiter.

Doch das UniExperiment ist gestorben. Wir haben einen Samen in den Boden gesteckt und als der erste Keim aus dem Boden kam, waren wir uns sicher, dass es ein Baum wird. Ja, dass dieser Wunderkeim innerhalb eines Jahres zu einem riesigen Baum wird, an dem noch riesigere Kürbisse wachsen. Wir wollten einen Kürbisbaum pflanzen. Nach den anderthalb Jahren mussten wir uns eingestehen, dass es doch kein Kürbisbaum geworden ist, sondern eine Kürbispflanze. Und Kürbispflanzen sind einjährig. Wir haben ziemlich lange versucht, die Pflanze mit allen Tricks und viel Geduld und Liebe noch irgendwie am Leben zu erhalten, in der Hoffnung, dass daraus doch

noch ein Baum wird. Doch die Mühe war vergeblich, die Pflanze schon lange tot.
Nun lasse ich das UniExperiment hinter mir. Adieu, UniExperiment, mögest du in Frieden ruhen. Ich gehe meinen Weg ohne dich weiter. Es ist Zeit die Kürbisse zu genießen und neue Pflanzen zu säen.